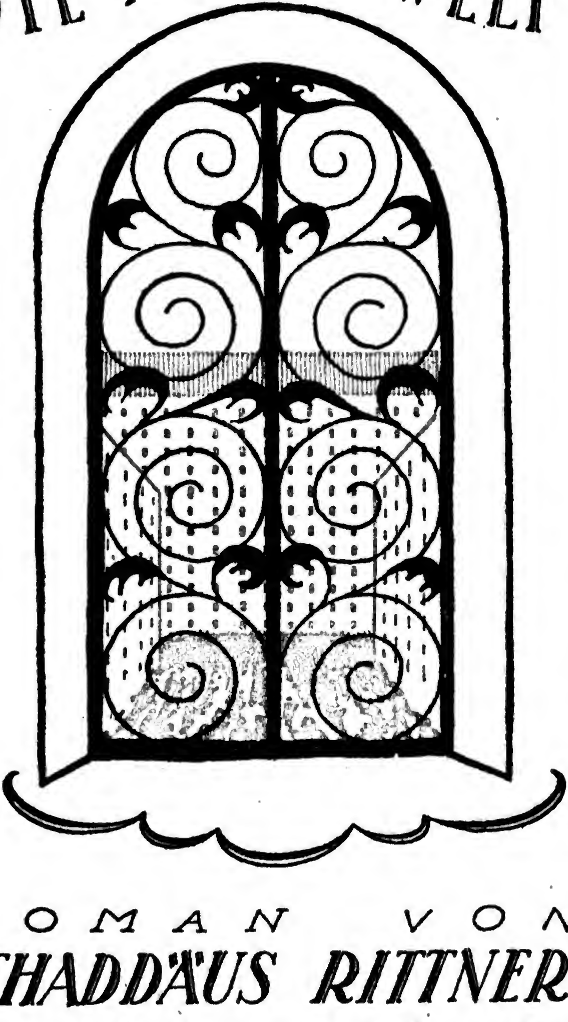
Die andere welt

Tadeusz Rittner

DIE ANDERE WELT



ROMAN VON

THADDÄUS RITTNER

DONAU VERLAG

DIE ANDERE WELT

ROMAN

VON

THADDÄUS RITTNER

1921

DONAU VERLAG GES. M. B. H.
LEIPZIG UND WIEN

Umschlagzeichnung von Robert Lederer

Druck der Offizin der Waldheim-Eberle A. G., Wien

DIE ANDERE WELT

1.

Kara und Myrthe trugen die leeren Eßschalen heim. Sie waren bei den Maurern gewesen, die an dem neuen Zentralregierungspalast bauten. Miteinander befreundet, gingen sie in einem gewissen Abstande von den anderen Frauen; langsam, denn die Mittagsonne brannte. Auch auf dem Hinwege hatten sie sich nicht sehr beeilt. Es verbanden sie ja keine engeren Beziehungen mit den Männern, denen sie täglich das Essen brachten, und es waren auch jedes Mal andere Männer.

In einer kleinen Entfernung folgten ihnen drei Soldaten. Alle schlecht uniformiert und einer kahlköpfig. Von den beiden übrigen hieß der eine Mücke und der andere Sturm.

Der Letztere bemerkte: „Da sind wieder unnötigerweise zwei Weiber beisammen. Früher sah man nur ganz junge Mädchen in einander eingehängt. Aber die beiden vor uns sind gewiß schon Mütter."

„Ältere", fügte Mücke hinzu, der etwa dreißig Jahre zählte.

Der Kahle sprach langsam, ungeübt, nicht sehr deutlich: „So ist es. Die Familie ist zerrissen. Ich protestiere nicht, aber ich sage: Der Mensch braucht Wärme. So ist es. Der

Mensch braucht Anschluß. Darum kommt die Freundschaft wieder auf."

„Ich pfeif' auf die Freundschaft", erwiderte Sturm, der Jüngste. „Was ich brauche, ist Liebe. Und damit ist's jetzt gut bestellt. Es gibt Gelegenheit genug."

„So ist es", begann wieder der Kahle. Man nannte ihn auch den Philosophen.

Die Leute schwitzten und stöhnten. Die Luft stand still, glühend.

„Ich glaube, die Drei gehen uns nach", bemerkte Kara. „Sie wollen uns ansprechen."

„Ich glaube nicht", erwiderte die Ältere gleichgiltig.

Aber Kara lächelte angeregt, erwartungsvoll. „Pass' auf, sie gehen uns nach", wiederholte sie. Fügte unaufrichtig hinzu: „Man hat jetzt wahrhaftig keine Ruh' vor den Männern."

Myrthe blieb stumpf, müde, teilnahmelos. Erst nach einer Weile bemerkte sie: „Da fahren die beiden Herren."

Die beiden, die vorüberfuhren, waren der Gerechte und der Stumme. Sie saßen in einem Wagen, der von großen, prächtigen Schimmeln gezogen wurde. Die Fußgänger grüßten sie und der Stumme dankte jedes Mal ernst, umständlich, gewissenhaft.

„Aber der Gerechte sieht einen nicht an", meinte Sturm.

„Nicht aus Unhöflichkeit oder Stolz," verteidigte Mücke den Gerechten, „sondern weil

er mitten im Reden ist. Der Mann ist zu beschäftigt, das mußt du ihm guthalten. Er hat eben seinem Freund etwas Wichtiges zu sagen."

Der Kahle sagte: „So ist es. Das ist einmal eine falsche Freundschaft. Das wird früher oder später zerreißen."

Sturm lachte: „Für den Kahlen zerreißt alles oder ist zerrissen, sogar der Gerechte und der Stumme."

„Das ist nicht meine Erfindung", entgegnete der Kahle. „Ich bin unschuldig an allem, was jetzt vor sich geht."

Mücke wurde zornig. „Was weißt du denn? Was redest du daher, als wärest du mindestens ein Rat? Bist du nicht ein armer, stinkender Schlucker? Darfst du mit solchen zwei Menschen umgehen, daß du dich unterstehst, von ihnen Einzelheiten zu berichten? Das sind, mein Lieber, ganz verruchte, dumme Einzelheiten. Und obendrein kennst du sie gar nicht."

Der Kahle erwiderte ganz ruhig: „Ich hab' einen Blick. So ist es. Ich muß niemanden kennen. Was man so kennen heißt. Denn meine Seele hat Augen."

Der Gerechte war tatsächlich mitten im Reden. Er tat es sehr schnell und leidenschaftlich. Und dabei liefen seine Gliedmaßen hin und her, seine Brille funkelte und blitzte. So hitzig war der Mann, hager und hitzig. Der Stumme litt offensichtlich darun-

ter. Er rückte ab, in die andere Wagenecke, um von seinem Amtsgenossen nicht bespuckt zu werden, und hörte wohl zu, aber mit Anstrengung, denn das Pflaster ließ zu wünschen übrig.

„Siehst du's nicht ein," sagte der Gerechte, „so wirst du's später einsehen müssen. Es geht nicht anders. Und jedenfalls behalte deine gegenteilige Ansicht für dich. Wir dürfen nicht zwei Willen haben. Wenigstens nach außen nicht. Du sagst: Bremsen! Aber ich frage: Haben wir schon das ganze Rennen gewonnen? Du sagst: Wir dürfen nicht länger Menschen morden. Aber ich frage: Haben wir keine Feinde mehr? Was du mir gestern Nacht geschrieben hast, ist verrückt. Wozu schickst du mir überhaupt deine merkwürdigen Zettel? Ich lese sie nicht. Sei vernünftig. Treibst du deine berühmte Herzensgüte auf die Spitze, so richtest du uns zugrunde. Übrigens, der Teufel weiß, ob du nicht wahnsinnig bist."

Seine Stimme klang fast weinerlich vor lauter aufgeregter Besorgtheit. „Der Teufel weiß, ich zerbreche mir oft darüber den Kopf, besonders in der Nacht, wenn ich wach bin. Daß deine Augen so ruhig und blau sind, ist kein Gegenbeweis. Es gibt viele solche Augen, genau solche. Übrigens sag' ich keinem Menschen, was ich über deinen Geisteszustand denke. Natürlich nicht. Hast du denn einen bessern Freund als mich? Also. Du wärst

verloren, wenn ich's jemandem sagte. Aber wie soll ich mich selbst darüber beruhigen?"

Der Stumme lachte plötzlich auf. „Sperr' mich in ein Narrenhaus ein", sagte er.

Der Gerechte ärgerte sich. „Mach' keine Witze. Wir sind auf einander angewiesen. Du weißt's. Wir müssen zusammenarbeiten. Aber konsequent. Keine Schwäche, keine Nachsicht! Wenn du selbst uns Mörder nennst, was sollen dann andere? Außerdem tragen wir nicht die Verantwortung für das Blut. Nicht für alles Blut. Arbeiten die Gerichte, die ‚kleinen Mühlen' nicht selbständig? Vollziehen sie nicht eine Unzahl Todesurteile, ohne uns zu fragen? Also. Sie laufen von selbst, ich treibe sie nicht an. Aber ich darf sie auch nicht aufhalten. Verstehst du?"

Er seufzte. „Man weiß nie, was du dir denkst. Es ist wirklich bequem, ‚der Stumme' zu sein. Du antwortest nur dann, wenn's dir paßt."

Der Stumme sah ihn an. Er sah ihn ganz eigentümlich an. Es wirkte so, als ob er etwas Bestimmtes geäußert hätte.

Und der Gerechte antwortete gleichsam darauf: „Du irrst, wenn du glaubst, ich verfolgte bloß meine persönlichen Ziele. Ich denke nicht an mein Schicksal. Ich fürchte nicht für mein Leben."

Sie fuhren beim alten Regierungshause vor. Und wiederum zog alles, was auf der Straße war, vor ihnen den Hut.

2.

Myrthe und ihre Freundin hatten ein Zimmer für sich. Wer sie besuchen wollte, mußte zuvor zwei schlecht riechende Höfe durchqueren und erst im dritten Hofe wohnten sie; unten, bei einem Schuster. Aber es wollte sie selten jemand besuchen. Nur einer tat es häufig, ein Mann mit verdrossenem Gesicht und gelben Fingernägeln, Myrthes einziger Sohn. Das Zimmer der beiden Frauen war klein und doch noch immer ein unverdientes Glück. Denn nach dem Gesetze hatte man nur auf eine bestimmte Menge Luft Anspruch und im Zimmer war um so und so viel Kubikzentimeter mehr davon.

Ja, das hatte einmal der Herr Gehilfe des Herrn Bezirkskommissärs — überdies Inspektor beim Baue des neuen Staatspalastes — genau ausgerechnet. Ohne jedoch peinliche Folgerungen daraus zu ziehen. Denn Kara stand zu ihm in zarten Beziehungen.

Außer dem Kinde dieses Herrn Beamten, der es liebte, wenn man ihn ganz kurz „der Herr Kommissär" nannte, hatte Kara noch andere Kinder. Irgendwo. Sie legte keinen Wert darauf zu wissen, wie es den Kleinen erging und wie sie augenblicklich ausschauten. Es wurde auch nicht gerne gesehen, wenn man sich für dergleichen zu sehr interessierte.

Hingegen war Myrthes Sohn, Wolf, schon

so reif und groß, daß man ihn ganz gut für ihren Liebhaber halten konnte. Und er war noch aus ihrer vergangenen Ehe und aus der frühern Zeit. Er durfte wann immer kommen. Aber kam er, so schien sich seine Mutter nicht sehr darüber zu freuen.

Sie hatte sehr viel, vorwiegend für ihr persönlich unbekannte Leute zu kochen. Und sie mußte flink sein, denn um zwölf Uhr mittags war allgemeine Essenszeit. Eine Stunde früher hatte sie schon fertig zu sein und sich auf den Weg zu machen. Und dann gab's die Abendmahlzeit.

„Wenn du wüßtest, wie wenig Zeit ich habe", sagte sie zu ihrem Sohne.

Aber er kam dennoch. Vielleicht behandelte sie ihn eben darum so kühl, weil sie wußte, daß er doch kommen würde. Von vier bis sechs saß er immer in einer bestimmten Ecke des Zimmers.

Gegen fünf sagte Kara zu ihm: „Seien Sie auf einen Augenblick so freundlich. Ich muß mir nämlich meinen Hut aus dem Kasten holen." Da stand er auf, um Kara Platz zu machen und sich gleich darauf wieder zu setzen.

Und Kara sagte: „Ich empfehle mich, Wolf. Es tut mir leid, aber ich muß leider ausgehen."

Es machte nicht den Eindruck, als ob Wolf wenigstens bei dieser Gelegenheit Kara einige Aufmerksamkeit schenkte. Obwohl sie wahrhaftig einen Hut besaß. Dieser war so-

gar reich geschmückt, mit einer Art kleinem Blumen- und Gemüsegarten, und auch deshalb in der ganzen Gegend berühmt, weil er der Besitzerin weder offen noch heimlich beschlagnahmt werden durfte. Vor einem Jahre hatte es einmal ein Lastenträger versucht. Etwa drei Stunden nach Sonnenuntergang war er Kara irgendwo auf der Straße begegnet und hatte ihr das aufreizende Ding vom Kopfe gerissen. Einer ihrer Zöpfe war dabei mitgenommen worden, denn man macht sich keinen Begriff von dem Zorn des Lastenträgers, der am selben Tage auch eine Flasche reinen Alkohols gestohlen hatte.

„Ist das eine Ordnung?" schrie er. „Ist das eine Gerechtigkeit? Meine Alte hat nicht einmal ein elendes Kopftuch und so eine Kuh von der Burgeoisie trägt die teuersten Hüte aus Paris!"

Seine Handlungsweise war keineswegs so ungewöhnlich und schon gar nicht sträflich, aber „der Herr Kommissär" hatte später davon irgendwie erfahren, den Lastenträger einer „kleinen Mühle" wärmstens empfohlen und dann allen, die mit Kara in Berührung kamen, erklärt, daß der Kopfschmuck dieser vortrefflichen Dame als Staatseigentum anzusehen sei und jeder, der sich daran vergriffe, so wie der Lastenträger bestraft würde.

So war die Sache mit Kara. Es machte jedoch der Witwe Myrthe keine große Freude, dergleichen ihrem Sohne zu erzählen. Er war

kein dankbares Publikum für solche Geschichten. Er schien überhaupt nichts zu hören. Gott, lohnte es sich auch nur ein Wort an ihn zu verschwenden? Wie ein Stein saß er da, trotz seiner Jugend gebeugt, geistesabwesend, langweilig und gelangweilt.

Ja, wozu kam er wohl eigentlich? Gewissenhaft blieb er bei der Mutter jeden Nachmittag bis sechs und ging dann in ein Musikrestaurant, wo er Kellner war und bei seiner großen Ungeschicklichkeit sicher zahllose Gläser und Teller zerbrach.

Unglaublich war seine Zerstreutheit. Überall wo er sich aufhielt, ließ er irgendeinen Gegenstand zurück und vermißte ihn später niemals wieder. Denn er hatte keine Ahnung, was er besaß. Ein wahrer Wohltäter für alle, die es mit fremdem Eigentum nicht genau nahmen.

Er vergaß bei der Mutter seine Brieftasche. Myrthe, die den Inhalt feststellen wollte, fand unter anderm etwas Goldgesticktes, lächerlich Geschmackloses, eine Art Reliquientäschchen, und darin eine — Visitenkarte mit Wolfs (gesetzlich längst abgeschafftem) Familiennamen!

Eine verrückte Pietät. Die Mutter lachte höhnisch. So wie sich nur Frauen über fremde Torheiten amüsieren können. Dann wurde sie traurig, ängstlich. Sie fühlte, daß Wolf, der alles vergaß außer seiner Vergangenheit, unrettbar verloren sei. Unheilbar alt, das war

er, ein Greis im Vergleich mit ihr selbst, die ihr jetziges unglaublich hartes Leben so ertrug, als hätte sie nie ein besseres gekannt.

Du lieber Gott, was hatte man von den schönen Familiennamen, die nun verboten waren? Vorurteilslos war sie, gab nichts auf dergleichen.

Sie vermochte sich eines Abends als Kapitänswitwe ins Bett zu legen und nächsten Morgen als Arbeiterin aufzuwachen. Solche Lebenskraft hatte ihre Seele. Wie ein Schmetterling, obwohl fast fünfzig Jahre alt. Eine echte Frau, von jedem Ekel frei. Jeder Zustand, in dem sie sich eben befand, war für sie ganz natürlich. Und sie ertrug auch die unmöglichsten Menschen. Sie vermochte die Dummheit ihrer Freundin Kara unausgesetzt zu ertragen. Und es war keine falsche Freundschaft, wie sich der Kahle ausdrückte. Sie vermochte mit Kara in der Dämmerstunde ein leises Gespräch zu führen, wie man sich mit Verwandten unterhält. Mit Kara, die sich nur dann wusch, wenn man sie deutlich daran mahnte. Die nach einem billigen Parfüm durchdringend roch und nie eine Erziehung genossen hatte.

„Was ist das eigentlich für eine Person?" fragte Wolf mißbilligend und betrübt.

Da antwortete ihm die Mutter scharf und zornig: „Meine Freundin."

Das verschloß ihm den Mund, den er ohnehin schwer öffnen konnte. Was wollte er

eigentlich? Wissen, was Kara früher war? Woher sie abstammte?

„Das Frühere ist begraben“, schrie Myrthe mit einer Wut, die viel zu laut war für das kleine Zimmer.

So war's. Das Frühere und die Abstammung galten nichts mehr. Erziehung? Nun sah man's, wie wenig sie praktisch nützte. Wie vergeudet, töricht hinausgeworfen war das viele Geld, das man der Schulbildung seiner Kinder opferte. Da saß so ein blasser, unrasierter Bursche in der dunklen Ecke, da saß der große Sohn, den man Gott weiß wozu hatte, und er war ein Nichts, das Raum einnahm, Kleider trug, seufzte und sich den Kopf kraute. Daß er ein Gymnasium vollendet, eine Universität besucht und den Doktorgrad erworben hatte, wer würde ihm's heute glauben? Und was für Vorteile bot ihm dies heute? Wußte er noch etwas von dem Vielen, das er gelernt hatte, so machte es ihn offenbar weder stark noch mutig. Nein, sicherlich war er davon nur noch mehr schwermütig und schwerfällig; ja, es belastete ihn, wie Verbrechen, von denen kein Mensch etwas erfahren durfte.

„Es ist eine Schande,“ sagte Myrthe vorwurfsvoll und bitter, „daß du bei all deiner Bildung keine passendere Beschäftigung hast.“

„Du doch auch nicht“, entgegnete das Nichts.

„Ich habe nicht sechzehn Jahre studiert,“

klagte ihn Myrthe an, „sechzehn Jahre und davon vier im Ausland. Und ich habe meine Eltern nie so viel gekostet wie du die deinen. Ich habe keine lateinischen Zeugnisse mit Stempeln und Unterschriften."

Der Sohn verteidigte sich: „Von meinen Zeugnissen darf ich ja nicht einmal reden, du weißt. Man würde mich nur noch schlechter behandeln. Du weißt, wie die Intelligenz verachtet wird. Du selbst befahlst mir meine Dokumente zu verbrennen."

Da wurde die Frau, obgleich Wolfs leibliche Mutter, über die Maßen hart und böse: „Ja, da sieht man's. Von Fähigkeiten, die bloß auf dem Papiere stehen und verbrannt werden können, hat man natürlich gar nichts. Ich sagte dir nie: Geh zu dem oder jenem und erzähl' ihm, was du kannst. Ich sage dir: Zeige, was du kannst! Ja, beweis' es, leiste etwas!"

Dann, als Wolf nichts zu erwidern wußte, sagte sie — und das war das Grausamste: „Ich weiß, warum du keinen Ehrgeiz hast. Weil du nur an Eines denkst. An Genovefa. Das ist's. Halt mich nicht für so dumm — warum besuchst du mich jeden Nachmittag? Weil du hier früher sie trafst, zwischen vier und sechs. Nun kommt sie schon längst nicht mehr her, aber du hoffst, hoffst noch immer. Esel! Such' sie! Warum tust du nicht wenigstens das? Du kannst nur dasitzen und hoffen und warten."

„Genug!" ärgerte sich Wolf. Das Thema war ihm peinlich. Er sagte: „Wie kann jetzt Unsereiner an eine Karriere denken!"

„Roko ist Minister!" bemerkte darauf die Mutter. Ja, nun kam's. Ein Argument, das häufig wiederkehrte. Denn man kannte Roko in der Familie. Er war der uneheliche Sohn einer gewissen Johanna, die vor Jahren bei Frau Myrthe als Köchin gedient hatte. Und er war Wolfs Kollege bis zur vierten Volksschulklasse gewesen. Mehr als die Volksschule hatte Roko nicht besucht. Aber er war Minister für öffentliche Aufklärung.

„Roko gehört nicht zur Intelligenz", bemerkte Wolf.

Aber Myrthe nannte noch ein Dutzend andere Namen. Oh, sie wurde, obwohl Wolfs leibliche Mutter, nie verlegen im Reden. Sie hatte Beweise in Hülle und Fülle. Und schließlich kam der prächtige Beweis, und dieser hieß: Der Gerechte.

Ja, der Gerechte selbst. War er nicht Arzt? Hatte er nicht in Wien und in der Schweiz und in Amsterdam Medizin studiert?! Hatte nicht auch der Gerechte Papiere und Kenntnisse und den Doktortitel? Und er war, weiß der Himmel, der stärkste von allen starken Männern im Lande. In seiner Hand waren Millionen Schicksale. Er entschied über Leben und Tod, über Frieden und Krieg, erhob diese, zertrat jene.

Oh, Myrthe geriet in Begeisterung. Sie

wurde rot und um mindestens zehn Jahre jünger.

„Eigentlich studierte er niemals wirklich", versuchte Wolf einzuwenden. „Er war, auch an der Universität, immer nur für seine Partei tätig."

„Aber er kann etwas", schrie Myrthe geradezu triumphierend. „Er kann alles und du gar nichts."

3.

Nur Eines konnte der Gerechte minder gut: die Wahrheit reden. War sie unvermeidlich, so zwang er sich dazu, aber seine Stimme klang dabei immer so, als wäre er beleidigt. So gern er sprach, so sehr zögerte er mit der Beantwortung von Fragen, die seine eigenen Angelegenheiten betrafen.

An einem Winterabend wurde er außerhalb der Stadt mit einer Frau gesehen.

„Wer war die Dame?" fragte ihn nächsten Morgen ein Bekannter.

„Was?"

„Wer war die Dame?"

Er sagte nach einer Weile: „Meine Schwester."

Anfangs war es ihm selbst nicht recht klar, warum er gelogen hatte. Die Ehre jener Frau war ihm so unwichtig wie die anderer Frauen. Und seiner Geliebten brauchte sich kein

Würdenträger im Staate zu schämen. Zur Zeit der „Feinde der Reichen“ war es für einen hohen Beamten rühmlicher, eine Mätresse als eine Gattin zu haben.

Und dennoch verheimlichte der Chef der Partei und des Reiches sein Verhältnis mit der blonden Schauspielerin Gema.

Sie wohnte weit draußen im Villenviertel und der Gerechte besuchte sie beinahe jeden Abend. Er kam stets zu Fuß, weil regelmäßige Fahrten Aufsehen erregt hätten, zumal sein Wagen und seine Pferde stadtbekannt waren. Begegnungen mit Freunden widerfuhren ihm dabei nur selten. Geschah ihm dies einmal, zufällig, so erklärte er ungefragt: In dieser Gegend wohnt meine ganze Familie.

Dies war in gewissem Sinne trotz allem die Wahrheit. Er hatte kein anderes Heim als das ihrige. Sie unterhielt nicht nur aufs angenehmste seine Sinne, sondern ersetzte ihm auch die fehlenden nächsten Verwandten. Sie war die einzige, vor der er sich nie und in keiner Hinsicht verstellen mußte. „Sie ist mir unentbehrlich“, gestand er sich eines Tages.

Und er empfand dies als eine Art Schwäche, als eine kleine Verzeichnung an dem Selbstporträt, das er sich gemacht hatte.

Die Gestalt, „der Gerechte“, wie er sie stets deutlich vor sich sah, außerhalb seines Ichs, gleichsam schon welthistorisch, und die er immer durch neue Züge ergänzte und ausschmückte, bedurfte eigentlich keiner Gema.

War unerhört stark, rücksichtslos und selbständig. Ein Weib konnte bloß seine Sklavin sein, nichts mehr. Anderseits empfand er für seine eigene Person nie eine größere Verehrung als in den Stunden, die er mit Gema verbrachte. Darum wurde sein Herz von ihr abhängig. Bis zur Passion, aus der später eine Gewohnheit wurde, ja beinahe eine Ehe.

Er hörte sich stets gerne reden. Aber ein besonderer Genuß war es ihm, wenn Gema seinen Worten lauschte. Durch die Art, wie sie zu ihm aufschaute, ganz kindlicher Glaube, Bewunderung, Geliebte und zugleich jüngere Schwester, hatte sie ihn erobert. Zuerst bezaubert, dann gefesselt, gefangen genommen.

Ob er wollte oder nicht, er mußte ihr den letzten Teil eines jeden Tages widmen. Er hatte keine Abende für die Welt, wie einer, den die Gattin ganz beherrscht. Und er schlief in einem Doppelbett, das nach bürgerlichem Glück duftete und nach Kölnischwasser.

Aber häufig, sehr häufig, konnte der Tyrann der Freiheit trotz all der zärtlichen Wärme nicht schlafen. Denn er hatte untertags nicht nur Angenehmes erlebt. Seine Seele konnte sich plötzlich verfinstern wie das Antlitz eines Neurasthenikers, der sich erinnert, daß man ihn vorgestern beleidigt hat. Da war es nun Gemas Aufgabe ihn rasch und so eindringlich wie möglich an seine herrliche Größe und Genialität zu erinnern. Und dies

tat sie so wundervoll, daß er sie dankbar umarmte und sein geliebtes Kind nannte.

Wer war Gema? Nicht gerade ein Kind — denn sie spielte oft sehr schlüpfriges Theater vor Kommerzienräten. Auch nicht das typische Kind des Volkes. Aber sie kam nicht selten mit dem Volk in Berührung. Denn sie führte die Wirtschaft, unterhielt sich mit Köchinnen und Greislern, machte selbst ihre Einkäufe auf dem Markte.

„Ja," erzählte sie dem Gerechten, „heute hörte ich die Marktleute viel von dir reden."

Und was redete man vom Gerechten auf dem Markte? Nichts als die allerherrlichsten Märchen. War er nicht unverwundbar, konnte er nicht mit der bloßen Hand, ohne Pulver schießen, sich im Notfall unsichtbar machen? Ja, der Gerechte stand hoch über allem, höher als einst die Könige, die er zerschmettert hatte. Warum wurde er selbst nicht König? Das Volk wollte es ja, beim Himmel, die Marktweiber, Obsthändler und Fleischhauer wollten es. Aber er selbst, der Gerechte wollte es nicht, natürlich nicht. War er nicht jetzt schon mehr? Er lachte über jene Wenigen, die noch auf Tronen saßen. Wie kindisch, auf einem Trone zu sitzen, kindisch und gefährlich! Und man hatte bloß ein Land unter sich. Der Gerechte aber würde bald über die Erde herrschen.

„Über die Erde, sagten sie?"

„Ja, über die ganze Erde. Und dann, sag-

ten sie, gäbe es noch andere, bisher unberührte Planeten. Und der Gerechte würde sie entdecken. In Besitz nehmen, alles, was dort oben in der Nacht leuchtet und funkelt. Er wird es an sich ziehen und dann uns geben, seinem Volke. Wir werden viel Raum und Luft und Nahrung zum Leben haben. Fortan wird man, blickt man zu den Lichtern am Himmel, zu uns aufblicken."

„Sie sollen nicht so viel vom Himmel sprechen," meinte der Gerechte, „das ist ungesund. Sie sollen arbeiten. Ich sehe noch immer zu viel Sterne und Romantik in den Vorstellungen des Volkes."

Aber er lächelte. Nein, er war sicher nicht unempfindlich. Vorwürfe machten ihn traurig und günstigen Stimmungsberichten glaubte er unbedingt. Er glaubte den Legenden, die sich seine Geliebte ausgedacht hatte. Denn Gema besaß Einbildungskraft und log in ihrer Weise beinahe so gut wie der Gerechte, wenn auch anders. Der Gerechte log praktisch, sie aber romanhaft. In der Politik und in Geschäften ließ er sich nicht hinters Licht führen. Aber von den Planetengeschichten Gemas ließ er sich widerstandslos bezaubern. So schlicht war er, was Literatur betraf, so unschuldig und barbarisch einfältig.

Er ward wieder zufrieden. Und die Zufriedenheit machte ihn von neuem redselig.

Der Gerechte gehörte nicht zu jenen, die die Einsamkeit fruchtbar macht. Nein, ihn

machten gute Zuhörer fruchtbar. Er zählte nicht zu jenen, die stumm denken, am besten in einer Einöde oder im Arbeitszimmer. Er dachte im Reden. Die wunderbarsten Einfälle kamen ihm, wenn ihn Menschenaugen neugierig anblickten.

„Ich will folgendes tun“, begann er. „Gema, hör' mich an!“

Und da er dies sagte, wußte er noch nicht, was er tun würde. Er erfuhr's erst später. Durch eigenes Reden. So produzierte er in Gemas Gegenwart. Ihr Alkoven war mit seinen vortrefflichen, schlauen Gedanken beschmiert wie mit Tintenflecken. Und sie spürte die Beleidigung. Und sie legte sich mit ihm dennoch zu Bette, denn sie war eine Frau, duldsam, stark im Leidenkönnen, frei von jedem Ekel.

Manchmal weckte er sie mitten in der Nacht.

„Wie spät ist's?“ fragte er.

„Zwei Uhr.“

„Ich muß fort. Es ist Mai. Der Tag beginnt schon zeitig.“

Sie seufzte, versuchte nicht ihn zurückzuhalten. Er hatte zuweilen solche Anfälle törichter Angst vor dem Gerede der Leute.

Draußen war es noch stockfinster. Der Gerechte ging, eine seiner dicken Zigarren rauchend, verdrießlich, weil stumm, über einen Feldweg, dann über die Landstraße, an einem Kirchhof vorüber. Die Friedhofsmauer leuchtete weiß vom Monde.

„Hinter meinem Schatten geht noch einer", sagte sich plötzlich der Gerechte.

Als Kind hatte er vor allem Möglichen Angst gehabt, vor Hunden, vor Steinwürfen, vor seinen Schulkollegen, vor Wasser, vor Donner und Blitz. Damals war er groß im Laufen gewesen. Seither hat er durch seinen außerordentlichen, unausgesetzt geübten und gestählten Willen alle Feinde überwunden, auch den größten, seine Feigheit. Es kostete ihn unmenschliche Selbstüberwindung, aber er hatte sich zu der Erkenntnis durchgerungen, daß man durch Unverschämtheit alles erreichen könne, durch Davonlaufen hingegen gar nichts.

Und auch jetzt blieb er stehen, drehte sich um: „Wer bist du?"

Ein zerlumpter Mensch. Vielleicht ein Dieb und Straßenräuber, aber mit unterwürfigem Lächeln, entblößten Hauptes.

„Warum verfolgst du mich?"

„O nein, Exzellenz. Ich gebe bloß Obacht —"

„Worauf Obacht?"

„Daß, wenn ich mit Verlaub so keck sein darf, Eurer Exzellenz nichts Böses zustößt."

Es war finster, aber der Gerechte wurde feuerrot.

„Wie lange gehst du mir schon nach?"

„Ein Viertelstündchen, Exzellenz. Von dem Augenblick an, da Exzellenz die Villa verlassen haben."

„Welche Villa?!" ärgerte sich der Gerechte. „Welche Villa?!"

Der Lump schwieg und lächelte weiter.

„Wer hat dir's aufgetragen?" fragte endlich der Beherrscher der Erde und der zu erobernden Planeten.

„Der Stumme."

So stand es also. Der Stumme wußte es. Wie lange schon? Vielleicht seit Jahren, seit damals, da es begonnen hatte.

„Fort mit dir!" schrie der Gerechte wütend. „Fort! Fort! Fort!"

Der Zwicker war ihm von der Nase gefallen. Sein ganzer Körper bebte. Und seine Stimme kreischte wie die eines hysterischen alten Weibes.

Ja, die Wut stand ihm nicht zu Gesichte. Kompromittierte ihn, machte ihn lächerlich. Er hätte es tunlichst vermeiden sollen.

Er vermied es auch in der Regel, denn bei seiner natürlichen, ganz bemerkenswerten schauspielerischen Begabung wußte er recht gut, wie er äußerlich wirkte. Aber manchmal konnte er sich doch nicht im Zaume halten. So diesmal, gegen drei Uhr am Morgen.

4.

Die Menschen im Lande hatten eigentlich wichtigere Sorgen als an Sterne und die Verehrung des Gerechten zu denken. In Wahr-

heit konnten nur die Reichsten auf dem Markt einkaufen. Die Mehrheit litt grausamsten Hunger.

Mr. Blyte schrieb an seine Regierung:

„Ich bitte Sie dringend, den hiesigen Zeitungen keinen Glauben zu schenken. Hier ist, wie ich schon öfters ausgeführt habe, kein Paradies. Im Gegenteil. Aber wenn ich Sie beschwöre, den Blätterberichten nicht zu trauen, mute ich Ihnen sicherlich mehr Widerstandskraft zu als ich selbst aufbringen kann. Denn diese Berichte sind geradezu Meisterwerke der Fälschungskunst, so wie dieser Staat (der immer größer wird) das Vaterland der Lüge genannt werden muß. Ich gestehe offen, daß ich manchmal unter dem suggestiven Einflusse von bedrucktem Papier stundenlang selbst mich täusche und geradezu beides für wahr halte: das Gedruckte sowohl als die mir aus eigener Erfahrung nur zu gut bekannten tatsächlichen Verhältnisse. Besondere Vorsicht empfiehlt sich beim Lesen der vielen Reden und Sendschreiben des sogenannten Gerechten. Das Oberhaupt dieses unglücklichen Reiches ist zugleich sein glänzendster Lügner. Und er hat leider Gottes unzählige, auch sehr gelehrige Schüler unter den Beamten, Soldaten, Bürgern und Bauern. Das ist entsetzlich, aber, wie ich meine, auch für ihn selbst nicht ungefährlich. Kann er sich ruhig auf Menschen verlassen, die er selbst demorali-

siert, selbst zur Gemeinheit und Treulosigkeit ermuntert hat? Werden sie nicht einmal ..."

Hier wurde der Gesandte unterbrochen. Ein Mann wünschte ihn in einer höchst wichtigen Angelegenheit unverzüglich zu sprechen. Mr. Blyte blickte auf.

„Ein Herr?" fragte er den anmeldenden Diener.

„Nein, bloß ein Mann", antwortete dieser. Er fügte bei: „Ohne Mantel."

„So."

„Ohne Kragen und Krawatte. Mit einem verdächtigen Gesicht. Mit einem roten Ekzem auf der Stirne.

Da nickte Mr. Blyte zur Verwunderung des Dieners, wie erfreut.

„Gut. Sehr gut. Er soll eintreten."

Der Angemeldete trat ein. Lächelnd, verwahrlost, pudelnaß.

„So ein Regen", begann er und wollte dann augenscheinlich von der Meteorologie auf seine große Bedürftigkeit übergehen, denn er zeigte auf seine triefenden, nur teilweise vorhandenen Beinkleider und Schuhe.

Aber Mr. Blyte schnitt ihm die Rede mit der Frage ab: „Nun, waren Sie dort? Wissen Sie schon etwas über die Schwester des Herrn Staatspräsidenten?"

Die personifizierte Feuchtigkeit räusperte sich und sagte: „Ja, ich habe sehr viel Zeit verloren. Es war nicht so einfach. Andere hätten sich weniger Mühe gegeben, aber . . ."

Er räusperte sich wieder: „Jetzt weiß ich alles. Es ist die Schauspielerin Gema vom Großen Staatstheater. Sie hat ihre Villa draußen, beim Fichtenwald. Ich habe dort zehn Male Wache gestanden und weiß alles. Der Gerechte ist bei ihr jede Nacht stundenlang. Und deshalb ist sie mit Rücksicht darauf sozusagen — nicht seine Schwester."

„Ah!"

„Nein. Auf keinen Fall seine Schwester."

„Ich danke Ihnen."

„Aber — ich habe noch etwas zu melden. Das letzte Mal, Freitag, war ich etwas unvorsichtig . . ."

„Teufel! Hat man Sie erwischt?"

„Ja — das heißt — ich war dem Gerechten zu weit nachgegangen . . ."

„In die Villa?"

„Nein ... Es war nachher, gegen Mitternacht ... Er kehrte schon in die Stadt zurück und ich folgte ihm. Weit, bis zum Friedhof ..."

„Ja, wozu?! Mensch, waren Sie toll?!"

„Nein, bloß ein bißchen — neugierig. Verzeihung, Exzellenz, aber es war gewissermaßen höchst — reizvoll. Sieh, sagt' ich mir, da, nur einige Schritte vor dir, geht der mächtigste Mensch dieser Welt und niemand ist ihm jetzt so nahe wie du und nur du allein kannst sehen, wie er mit den Armen fuchtelt, und . . ."

„Zur Sache! Zur Sache! Hat er sich plötzlich umgedreht und Sie gepackt?"

„Ja. Das hat er getan.“
„Natürlich! Hol’ Sie der Kuckuck!“
„Er hat sich umgedreht und mich angeschrien. Wer mir’s aufgetragen hätte ihm nachzuspionieren, hat er gefragt.“
„Und Sie — gaben ihm zur Antwort?“
„Ein anderer hätte die Wahrheit gesagt und damit nicht nur Eure Exzellenz verraten, sondern auch sich selbst um sein bißchen Verdienst gebracht.“
„Und Sie —? Sie? —“
„Ich antwortete: Der Stumme.“
Der Gesandte starrte den pfiffig Lächelnden verblüfft an. „Wie . . . ist Ihnen d a s eingefallen?“
„Nun, ich dachte mir, dem Stummen würde er’s nicht übel nehmen. Der ist doch sein Freund.“
Mr. Blyte vergaß vor Staunen den Mund zu schließen. Und als er sein Faktotum entlohnt und entlassen hatte, vollendete er den Satz, den er vorhin zu schreiben begonnen hatte: „Werden sie nicht einmal den Gerechten mit seinen Mitteln vernichten?“
Hierauf berichtete er dem Minister von dem seltsamen Gast, den er eben empfangen hatte, und knüpfte hieran die Bemerkung:
„Durch seine Lüge hat der schlaue Mensch nicht nur sich selbst gerettet, sondern — unbewußt — auch mir einen unschätzbaren diplomatischen Dienst erwiesen. Sein Einfall, alles auf den Stummen zu schieben, för-

dert außerordentlich die Verwirklichung eines meiner Lieblingspläne."

Hierauf erörterte er diesen Plan, der auf die Herbeiführung eines Bruches zwischen den beiden mächtigsten Herren des Landes abzielte.

Und dann leistete er sich nachstehenden, etwas seltsamen „historischen" Exkurs:

„Der Gerechte stammt von ganz kleinen Handelsleuten ab, die unter Bauern von Bauern lebten und dafür von diesen geprügelt wurden. Als sie sich genug Geld erbeutet hatten, nahmen es ihnen Raubritter mit Gewalt wieder weg. Von den Nachkommen der so Verarmten widmete sich ein Teil der Wissenschaft, der andere aber trieb weiter Handel und gewann den Enkeln der Raubritter all das wieder ab, was die letzteren seinen Ahnen geraubt hatten. Jene aber, die sich geistiges Wissen erworben hatten, blieben arm und Armut hinterließen sie auch ihrer anämischen Brut."

„Bitterkeit und Rachgier erfüllten diese herabgekommenen Geschöpfe und sie suchten sich Verbündete, um erfolgreich gegen sämtliche Satten und Begüterten zu kämpfen. Sie fanden sie in allen denen, die zwar nicht studiert, aber auch — schlechte Geschäfte gemacht hatten. Unter anderm in manchen Kindeskindern jener Bauern, von denen einst ihre Väter so tüchtig geprügelt wurden."

„Eine Anzahl von diesen Landleuten hatte

nämlich kein Land mehr, hatte nichts als ihre starken Arme. Und sie zogen in die Stadt, um damit zu arbeiten.“

„So kam auch der Stumme in die Stadt, um hier dem Gerechten zu begegnen.“

Nach dieser Einleitung erinnerte Mr. Blyte an die berühmten Folgen der Verbindung der zwei Männer, Begründer und Hauptstützen der Partei der „Feinde der Reichen“.

Gewiß, sie hatten unerhörte Erfolge, hatten scheinbar eine Welt umgeworfen, deren Gesetze das bürgerliche Glück, die Religion, das Eigentum und den Adel schützten. Und es gelang ihnen dies alles, weil sie sich als zwei ethische und kulturelle Gegensätze, als Vertreter von zwei besonderen Menschenarten so günstig ergänzten. Nur darum, das dürfe man nicht vergessen.

Im Grunde seien sie noch immer zwei Gegensätze, noch immer sei zwischen ihnen ihr Blut, noch immer schieden sie ihre toten Ahnen, die einander so treu und herzlich gehaßt hatten.

Mr. Blyte vertiefte sich in eine eingehende Charakteristik der beiden Würdenträger, um darzutun, daß sie unmöglich lange Freunde bleiben könnten. Sollte es aber einmal zu einem offenen Kampfe zwischen ihnen kommen, so würde — nach Ansicht des Gesandten — wohl kein anderer als der Stumme obsiegen.

Ja, Mr. Blyte stand ziemlich deutlich auf

Seiten des Stummen. Das war merkwürdig, bedachte man, daß der Gerechte zu den akademisch Gebildeten, der Stumme aber zu den einstigen Bauern gehörte. Wie vertrug sich die Sympathie Mr. Blytes für die „starken Arme“ mit der zivilisatorischen Sendung der Großmacht, der er diente?

„Der Stumme ist ein makelloser Charakter“, begründete Mr. Blyte seine Stellungnahme. „Er arbeitet mit seiner ganzen redlichen Kraft für etwas, was ihm jetzt wirklich das Beste dünkt. Das ist wichtig. Es scheint mir empfehlenswert zu jenen zu halten, deren Beweggründe reinlich sind. Auch möchte ich nicht unerwähnt lassen, was sich einfache Leute über ihn zuflüstern. Käme es auf ihn allein an — sagen sie einander heimlich ins Ohr — wir erhielten alles Gute zurück, das wir wegen der verdammten Freiheit opfern mußten.“

„Mögen Sie mich auslachen, Herr Minister, aber ich registriere die politischen Aussprüche von Toren ganz besonders ernsthaft. Und ich sage Ihnen: der Stumme flößt mir Vertrauen ein. Im Gegensatz zum Gerechten ist bei ihm alles unbewußt. Und das deutet auf Fruchtbarkeit. Man muß zu den Produktiven, nicht zu den Intelligenten halten.“

„Allerdings hat der Stumme die wenigsten Anhänger in Regierungskreisen und im Kabinettsrat selbst gar nur einen — den Mini-

ster Roko. Dieser soll der uneheliche Sohn einer Köchin sein."

„Und weil von Köchinnen die Rede ist, so will ich zum Schlusse dieses (etwas allzu langen) Berichtes noch ein typisches Dienstmädchengerücht feststellen. Man erzählt sich, daß seit einiger Zeit Tote aus den Gräbern aufstehen und zur Nachtzeit entlegene Stadtteile unsicher machen. Auch das ist töricht, aber charakteristisch."

„Ein zufriedenes Volk denkt nicht so viel an seine Toten."

5.

Das Gehirn Wolfs war gewiß anders eingerichtet als das der meisten anderen Menschen. Denn es konnte sich täglich stundenlang mit Dingen beschäftigen, die weder wirklich waren, noch jemals wirklich werden konnten.

Diese Eigentümlichkeit hatte der Jüngling schon früher gehabt. Zur Zeit, da weder Kriege noch andere starke Erschütterungen die Gesellschaft heimsuchten und er in aller Ruhe orientalische Philologie an einer Hochschule studierte.

Schon dieses Studium war recht überflüssig gewesen, praktisch betrachtet, aber damals hatte er wenigstens die Mittel, um sich zwecklose geistige Genüsse zu erlauben.

Doch eines Tages änderten sich gründlich seine äußeren Verhältnisse. Es kam eine ganz unwahrscheinlich neue Obrigkeit, die der Ansicht war, daß Wolfs verstorbener Vater zur Klasse der „Aussauger“ zählte und demgemäß dessen hinterlassenen Besitz ohne weiteres beschlagnahmte. Wolfs Mutter wurde Staatsdienerin niedrigster Kategorie, er selbst aber sollte bei Tag auf der Post schreiben und abends in einem kleinen Wirtshaus als Kellner die Herren Kommissäre bedienen.

Das hätte wohl einen andern zur Vernunft gebracht und ihn veranlaßt, endlich einmal seine ganze Aufmerksamkeit auf die nüchternen Angelegenheiten dieser Welt zu lenken. Aber siehe, Wolf tat nichts dergleichen, ja, er wandte sich nun ganz von den realen Tatsachen ab und lebte fast ausschließlich von dem unmöglichen Zeug, das er sich bloß vorstellte.

Ein unhaltbarer Zustand. Für Wolf geradezu lebensgefährlich. Denn Post war Post und lief immer weiter und die Leute wollten nach wie vor Eilbriefe absenden und telegraphieren und ihren Gläubigern pünktlich Geld schicken. Und Wolfs Hände taten dies scheinbar, aber nur seine Hände. Wo war er selbst? Auf Reisen, ja, auf weiten Reisen durch verschiedene Länder, und zwar mit jener Genovefa, die er bisher — in Wirklichkeit — nie geküßt hatte und doch seit seiner Kindheit

liebte. Auf Lust- und Forschungsreisen, die alle zusammen viele tausend Jahre dauern würden. Denn soviel Zeit brauchte der Mensch, um gründlich zu sein. Wenn er die Fremde ernst nahm, sie wirklich zu seiner Heimat machen wollte. Einige Wochen in Japan, einige Wochen in Brasilien — nein, dadurch wurde man kein Japaner, kein Brasilianer. Darum mußte man ewig sein. Wolf machte sich ewig. Sich und Genovefa. Für Paris allein brauchten sie ungefähr zweihundert Jahre. Für ganz Europa zweitausendvierhundertfünfzig. Und dann kamen die übrigen Weltteile. Und man war nicht nur ewig, sondern kannte auch alle Sprachen; zählte man nur die allernotwendigsten und schönsten, so waren es siebenundzwanzig. Aber die Sprachen kannte nur er — nicht auch Genovefa. Er wollte ihr darin und in manchem andern etwas überlegen sein, sich nicht die Freude entgehen lassen, für sie zu reden und zu handeln.

Wolf saß mit gerunzelter Stirne hinter seinem Schalter, sann angestrengt, ernsthaft, kritzelte eifrig auf kleinen Papierstreifen und murmelte plötzlich: „Die Kirghisen sind unvermeidlich.“ Doch er fühlte sich auch mit achtundzwanzig Sprachen nicht ganz sicher und glücklich. Zerstreut reichte er jemandem aus dem Publikum einen Zettel durch das Fenster des Amtsschalters und sagte, deut-

lich unwillig: „Da — der Aufgabeschein.“ Dann quälte er sein Gehirn mit der Frage ab, ob er auf die Liste der Sprachen, die er beherrschen würde, nicht auch drei Indianeridiome aufnehmen sollte, die zwar nicht so wichtig, aber, wie er ahnte, philologisch ganz reizvoll waren.

„Das ist kein Aufgabeschein“, sagte der Mensch am Schalter.

Wolf sah ihn an — mit einem Blick von zehntausend Kilometern Entfernung, seufzte dann und murmelte: „Geben Sie's her.“

Auf dem Zettel stand: Abreise von Yokohama am ersten Oktober des Jahres 3728. Aufenthalt in Singapore vom Oktober 3728 bis März 4520.

Ja, die Interessenten des kleinen vorstädtischen Postamtes hatten Geduld. Oder eigentlich Angst. Sie hatten allen Grund, Wolf für einen Vertreter der neuen Staatsgewalt zu halten. War er nicht die Behörde? Oh, diese durfte alles. Den Leuten Zeit nehmen, sie zum Besten halten, sie durch stundenlanges Stehenlassen bis zum Umsinken ermüden. Das war noch das Wenigste, wenn man bedachte, daß man von ihr auch zum Tode verurteilt werden konnte.

Es war ein Glück für Wolf, daß er in einem Stadtteile wirkte, wo Kommissäre selten waren. Mit diesen hatte er's dafür abends, von acht bis elf Uhr, im Wirtshause zu tun. Dort war die Gefahr für ihn groß. Dafür fand

er dort wieder einen Freund: einen Kollegen, einen Kellner.

„Es wäre gut, wenn Sie sich an mich hielten," sagte er zu Wolf gleich am ersten Abend, „denn ich glaube, wir sind einander ähnlich. Ich bin nämlich auch ein Träumer."

Diese Vorstellung oder Begrüßung hatte eine Wirkung, die der beabsichtigten entgegengesetzt war. Wolf ärgerte sich. Denn vor allem war es ihm peinlich, mit jemandem psychisch verglichen zu werden, den er kaum kannte. Und außerdem klingt es wohl seltsam, wenn ein Mensch von sich selbst behauptet: Ich bin ein Träumer. Ja, darin liegt eine Art Affektation, die mißtrauisch macht. Und so hielt ihn Wolf anfangs — ganz mit Unrecht — für einen Dieb oder Börsenspekulanten.

Er war nichts dergleichen. Er drückte sich nur hübsch und gewandt aus. Er war so gut erzogen, daß man ihn ob seiner kühlen Höflichkeit „der Lord" nannte. Natürlich im übrigen ein armer Teufel wie alle, die in dieser merkwürdigen Zeit so etwas wie Wohlerzogenheit verrieten. Der Lord war blaß infolge unzulänglicher Kost und seine Kleider waren schon recht abgetragen, ja stellenweise defekt, aber seine Haltung machte ihn elegant wie ein neuer Frack.

Seine Vorzüge waren nicht geeignet ihn bei den Stammbesuchern der Gastwirtschaft sehr beliebt zu machen. Unter den Herren Kommissären gab es mehrere, die halblaut

den Wunsch äußerten, ihm doch einmal „eine ums Maul zu schmieren“. Aber er besaß kein Maul und das war seltsamer Weise eine Art Hindernis. Wenn er an einen der Herren Gäste eine Frage stellte oder von ihm eine Bestellung entgegennahm, tat er es auf eine Weise, die jede Roheit, ja selbst jeden Fluch geradezu ausschloß. Und er hatte unglaubliche Geistesgegenwart. Immer auf der Hut, immer wach und aufmerksam wie ein guter Motorführer.

„Sie müssen jeden Moment gleichsam erst geweckt werden,“ sagte er zu Wolf, „sonst passiert Ihnen etwas. Aber das tut nichts, ich will Sie gerne wecken. Nur muß ich Sie ernstlich bitten, mir stets unbedingt zu folgen. Ausschließlich darum, damit Sie sich nicht etwa zufällig das Genick brechen.“

Und er weckte Wolf, so oft dieser eine dienstliche Verrichtung zu machen oder sich vor einem Herrn Kommissär zu verbeugen hatte. Mit der Zeit konnte Wolf nicht umhin, ihm dafür Dankbarkeit zu zeigen.

„Oh, das lassen Sie, bitte“, ersuchte ihn der Lord mit seinem höflichsten Lächeln und zwar so bestimmt, daß man kaum daran zweifeln konnte, alle Gefühlsbezeigungen seien ihm lästig.

Ja, nach mehreren Monaten gestand sich Wolf, daß er für den Lord so etwas wie Sympathie empfand. Nur so etwas wie. Es gibt eigenartige Speisen und Personen, die man

hin und wieder ganz appetitlich findet, aber doch im Grunde nicht recht mag und sie sich nie für immer gefallen ließe. Wolf fand seinen Kollegen während der Zeit von acht bis elf Uhr abends ganz angenehm, konnte sich aber nicht vorstellen, daß er dessen Gesellschaft auch außer Dienst ertragen würde. Der Lord war für ihn die personifizierte Pflicht und er verspürte keine Lust, von ihm auch während der Erholungspausen geweckt zu werden. Übrigens sorgte der Kollege selbst dafür, daß man mit ihm nirgends verkehren konnte als nur bei der Arbeit. Schlag elf Uhr wurde das Restaurant geschlossen — denn das neue Gesetz duldete keine Nachtgelage — und da empfahl sich der Lord augenblicklich. Mit einer Plötzlichkeit, die Wolf anfangs beinahe verletzte. Es schien ihm sonderbar, daß der Lord niemals Miene machte, ihn auch nur ein Stückchen Weges zu begleiten, ja, ihn nicht einmal fragte, in welcher Richtung er gehe. Es machte fast den Eindruck, als ob sich der vornehme Leidensgenosse seiner auf der Straße schämte.

Wolf hatte keine Ahnung, was der Lord nach Geschäftsschluß machte. Wenn nicht alles täuschte, so begab er sich einfach nach Hause, um zu schlafen. Denn er pflegte beim Abschied zu sagen: „Nun denn, jetzt kann man endlich träumen."

Aber einmal ereignete sich folgendes: Gegen dreiviertel elf erschien im Wirtshaus

ein großer, breitschulteriger Mann, bei dessen Eintritt sich alle Anwesenden erhoben.

„Das ist schön, Minister," bemerkte der und jener, „gut, daß du kommst. Aber warum erst jetzt?"

„Ich weiß, es ist spät", brummte der neue Gast. „Die Bude wird gleich gesperrt, aber wir hatten heut' eine lange Sitzung und ich hab' einen furchtbaren Durst."

„Einen Liter Bier!" rief er in unbestimmter Richtung.

Wolf zuckte zusammen. Die Stimme des Ministers war ihm bekannt. Er ging zum Büffet, um das Bier zu holen.

Unterwegs fiel es ihm ein: Das ist Roko. Und diese Entdeckung machte ihm keine Freude. Er hatte die Empfindung, daß sein früherer Schulkollege ihn nicht recht mochte, obwohl dieser von seinen Eltern Wohltaten empfangen hatte. Oder eben darum. Jedenfalls zitterte seine Hand, als er das Riesenglas vor den Gast auf den Tisch stellte.

Roko schien ihn gar nicht zu bemerken.

Aber der Lord flüsterte ihm zu: „Achtung! Aufpassen!"

Rokos Durst war in der Tat außerordentlich. Er leerte das Glas, wandte sich um und befahl: „Noch eins!"

Wolf setzte sich in Bewegung, aber der Lord hielt ihn zurück: „Ich bring's schon", sagte er leise zu Wolf. „Sie sind zu aufgeregt."

Ja, nun durfte sich Wolf stehend fürchten. Das schien weniger gefährlich. Der Lord brachte dem Minister mit der trockenen Kehle das zweite Glas und nach einer Weile ein drittes.

„Nun schaut er Sie an", flüsterte der Lord Wolf zu. „Er kennt Sie wohl . . ."

„Leider", antwortete Wolf.

„Beherrschen Sie sich auf jeden Fall!" ermahnte ihn der Kollege. „Gleich ist ohnehin die Qual zu Ende."

Tatsächlich schlug auch bald darauf die Uhr und die Herren begannen sich zu empfehlen. Roko ließ sich Hut und Stock reichen, ging dann mit etwas schwankenden Schritten auf die Türe zu, aber plötzlich hielt er inne, als erinnerte er sich an etwas, das er vergessen hatte, blickte sich im Gastzimmer um und schritt dann auf Wolf zu.

Sein Gesicht war unheimlich rot. Der japanische Höllengott, fiel es dem Orientalisten ein.

„Wolf?" fragte der Gott.

„Ja", sagte der Gefragte.

Roko lächelte eigentümlich. War er verlegen oder wütend? Jedenfalls hatte er dies zweideutige Lächeln schon als Knabe gehabt.

„Du hast mich bedient?" fragte er.

Auch das hätte Wolf mit „Ja" beantworten sollen. Aber als unheilbarer Wahrheitsprecher erwiderte er: „Nicht die ganze Zeit."

„Ach so, so."

„Das erste Glas hab' ich Ihnen gebracht."

„So, so. Nur das erste. Bis du mich erkannt hast . . ."

Er lächelte noch verlegener oder zorniger. Man sah, daß er einen Gedanken hatte, den er nicht gleich ausdrücken konnte. Einen Gedanken, den er Wolf an den Kopf schleudern wollte. Er suchte krampfhaft den Ausdruck dafür zu finden und ballte die Fäuste vor Aufregung. Endlich stieß er hervor: „Ja, ich bin dir zu schlecht . . . Weil ich früher . . . Weil meine Mutter bei euch gedient hat . . ."

Dann lachte er laut auf: „Du — ein Kellner! Das ist interessant! Sehr gelungen! Wo wohnst du, Kellner?"

Wolf zögerte einen Augenblick.

„Wo wohnst du?!" schrie plötzlich der Minister mit einer brutalen Konstablerstimme.

Wolf schrieb mit schwacher Hand seine Adresse auf. Es dauerte verhältnismäßig lange.

Roko war unterdessen wieder ruhiger, ja beinahe freundlich geworden. „Ich frage doch nur darum, weil ich dich einmal besuchen möchte", entschuldigte er sich gleichsam.

Nun war er wirklich verlegen und vor Ratlosigkeit drückte er Wolf, den er eben angefahren hatte, beide Hände.

Aber als die Gäste gegangen waren, schaute Wolf seinen Berufsgenossen entsetzt an. „Ich werde seinen Blick nie vergessen", sagte er

zähneklappernd. „Ich glaube, er wird mich vernichten."

„Ja, wenn Sie das befürchten," sagte der Lord, „so kommen Sie jetzt gleich mit mir."

„Wohin?"

„Das — werden Sie schon sehen. In solchen Fällen ist's wohl am besten sofort zu verschwinden."

6.

Myrthe war niedergeschlagen, denn sie hatte fünf Tage lang ihren Sohn nicht gesehen. Sie trug mit ihrer Freundin Kara das Mittagessen für die Maurer, die an dem neuen Zentralregierungspalaste bauten. Aber die Geliebte des Herrn Kommissärs und Bauinspektors war keine gute Gesellschaft für jemand, der Kummer hatte. War man klein und mutlos vor Traurigkeit, so machte sie sich sofort groß und wichtig. Sie meinte es gut, wollte wirklich trösten und helfen, aber war dabei so unausstehlich, daß Myrthe verzweifelt dachte: Hätte ich ihr doch lieber kein Wort von der ganzen Angelegenheit erzählt.

Übrigens war die Aufrichtigkeit Myrthes etwas unvollständig gewesen; das wichtigste über Wolf hatte sie doch der Freundin aus Vorsicht verschwiegen. Und gerade deshalb machte ihr Kara Vorwürfe. Mit jener unnatürlichen, selbstgefälligen Strenge, die

kleine Mädchen annehmen, wenn sie zu ihren Puppen als Mütter sprechen.

Sie war vor Jahren Kammerjungfer gewesen und hatte damals unter anderm den Ton erlernt, in dem erfahrene, geistig und gesellschaftlich überlegene Damen minder bedeutenden weiblichen Wesen Ratschläge erteilen. Und in diesem Tone sprach sie zu Myrthe: „Ich will dir meine Hilfe und Protektion gewiß nicht verweigern und durch den Kommissär, der sozusagen beinahe mein Gatte ist, alles, was in meiner Macht steht, für dich und deinen Herrn Sohn tun. Aber wenn du mir nicht eine ganz gewissenhafte Beichte ablegst, kann ich . . ." Sie suchte nach Worten. „. . . kann ich Wolf nicht aus dem Dreck ziehen", vollendete sie rasch und mißmutig.

Myrthe blickte zu Boden. „Ich habe dir alles gesagt, was ich weiß", verteidigte sie sich verlegen. „Er ist in keinem Dreck. Er ist krank. Darum kommt er nicht zu mir und macht keinen Dienst."

„Krank?" wiederholte Kara zweifelnd. „Hast du dich davon überzeugt? Hast du ihn besucht?"

„Ja", antwortete die andere ganz leise.

„Ich will dir's glauben," sagte Kara, „was wärst du auch sonst für eine Mutter! Nun — Zärtlichkeit hast du ihm nie gezeigt. Wie ich mir die mütterliche Liebe denke, nein . . . das hab' ich bei dir nie gesehen."

In affektierten und schwülstigen Phrasen

verbreitete sie sich über jene Mutterliebe, wie sie sich sie dachte. Myrthe empfand eine fast schmerzliche Lust sie durchzuprügeln. Aber sie wagte es nicht einmal Ungeduld zu verraten. Ihr Schicksal hatte sie Demut und Vorsicht gelehrt.

„Wär' ich an deiner Stelle," ereiferte sich Kara, „oh, wie würd' ich jetzt zittern. Würde mir die Gnade zuteil mein Kind selbst aufziehen zu dürfen, oh, wie heiß würde ich es küssen und jeden Abend segnen. Du hast niemals deinen Herrn Wolf gesegnet. Glaubst du nicht, daß er nur darum ins Unglück geraten ist?"

„Er ist krank", sagte Myrthe beharrlich.

„Gut, meine Beste, krank, aber . . . Seh' ich dich um ihn zittern? Sieh, mir steht er nicht so nah und heute Nacht konnte ich dennoch kein Auge schließen. Aber du bist imstande ganz ruhig über Erdäpfel oder Kohlrüben zu sprechen . . ."

„Es ist keine schwere Krankheit", wendete Myrthe schüchtern ein.

„Dann soll er auf dem Postamt sitzen", rief das Mädchen mit unerbittlicher Strenge. „Dann soll er arbeiten wie ich und du und alle Bürger. Weißt du denn nicht, wie die Behörde über Leute denkt, die ihre Pflichten gegen das Volk vernachlässigen?"

Bei dem Worte „Behörde" empfand Myrthe ein Frösteln. Sie fragte: „Hast du mit deinem Kommissär darüber gesprochen?"

„Ja“, antwortete Kara. „Er weiß selbstverständlich alles. Ich habe vor ihm keine Geheimnisse. Er wird Erkundigungen einziehen und da wird sich zeigen, ob du mir die ganze Wahrheit gesagt hast!“

„Er ist krank“, wiederholte Myrthe unsicher. Dann fragte sie: „Triffst du jetzt den Kommissär auf dem Bauplatz?“

„Natürlich. Und ich will bei ihm ein gutes Wort für deinen Sohn einlegen. Aber wenn du mir die Wahrheit vorenthältst, wird mein Gatte deinem Herrn Sohn nicht sein Wohlwollen schenken. Darauf kommt's an und auf nichts anderes.“

Nun arbeitete Karas Mundwerk mit Volldampf. Sie sprach von ihrem Kommissär, dessen Macht und Einfluß ganz unerhört seien. Von den Glücklichen, denen er sein Wohlwollen schenke.

Es war heiß. Die Welt dampfte nach ein paar trüben Regentagen. Myrthe blieb mehrmals einige Schritte zurück und stöhnte, als ob ihr diesmal das Tragen der Eßschalen ganz besonders schwer fiele. Wie sie jedoch bis zur Straßenecke gekommen waren, von der aus man schon den Bau sehen konnte, blieb Myrthe noch einmal stehen und stammelte mit einem verwirrten Lächeln: „Wenn es wirklich darauf ankommt, Kara, so — will ich ganz aufrichtig sein . . .“

Kara blickte sie schadenfroh an. „Also,“ sagte sie, „du hast doch gelogen. Dacht' ich

mir's. Du bist ein merkwürdiger Charakter, Myrthe. Wolf ist also nicht krank und du warst nicht bei ihm?"

„Ja, Kara, ich war bei ihm, aber — ich hab' ihn nicht angetroffen."

„Wo ist er denn?"

„Fort. Seine Wirtin weiß nichts. Sie sagte bloß, seit zehn Tagen sei er fort."

Dann begann sie plötzlich zu jammern, weil sie sich so lang aus Vorsicht beherrscht hatte. Ja, sie stellte die Schalen auf das Pflaster, schluchzte und rang die Hände.

Ein Benehmen, das Kara ärgerte und rührte. „Bist du denn ganz blöde geworden?" sprach sie in ihrem natürlichsten Tone. Hat das nun einen Sinn zu flennen und Aufsehen zu machen? Wenn er lebt, wird ihn die Polizei schon finden."

„Um Gottes willen," erschrak Myrthe, „nicht die Polizei! Sag' vielleicht nichts deinem Kommissär!"

„Das muß ich," sagte Kara unerbittlich, „sonst ist alles umsonst. Siehst, dort steht er schon und schaut her."

„Man wird den armen Wolf fangen und töten," jammerte Myrthe, „wenn es ihm nicht gelingt über die Grenze zu laufen."

„Sicher nicht," meinte Kara trocken, „ungeschickt wie er ist. Aber warum glaubst du, daß er durchgehen will? Hat er etwas angestellt?"

„Nein, nein", versicherte Myrthe ängstlich.

Kara sagte energisch: „Genug, jetzt geh'

ich mit dem Kommissär reden. Und du nimm auch meine Schalen mit. Wenn du fertig bist, wart' auf mich beim Inspektionshäuschen."

Sie begab sich rasch zu der Persönlichkeit, die sie zuweilen ihren Gatten nannte.

Der Kommissär war klein, mager, schlecht rasiert und kurzsichtig. Er erinnerte außerordentlich an den Gerechten. Eine Ähnlichkeit, die in der ganzen Vorstadt bekannt war und gewissermaßen das Ansehen des Bauinspektors erhöhte.

„Du kompromittierst mich", begann dieser ohne jede Begrüßung. „Du gibst dich zu viel mit jener Frau dort ab. Ich meine Myrthe. Pass' ein wenig auf!"

„Ja, wieso?" wunderte sich Kara. „Was gibt's denn auf einmal? Wir wohnen zusammen, sind beide in der Küchenabteilung . . ."

„Das tut nichts zur Sache. Diese Frau ist kein Umgang. Ein solcher Sohn . . . Was? An deinem Hut fehlen wieder zwei Rosen?"

„Die fehlen schon längst. Was für ein Sohn?"

„Einer, der höchstwahrscheinlich hingerichtet wurde. Ja, nun weiß ich's. Alle sagen's."

„Wolf wurde hingerichtet? Warum?"

„Der Grund ist nicht die Hauptsache. Die Hauptsache ist, daß du umziehen mußt. Verstehst? Du bist sozusagen meine Braut. Ich muß, wenn ich mich so ausdrücken darf, auf mein Prestige achten. Meine Braut darf nicht bei suspekten Leuten wohnen."

„Mein Gott, wie hast du's erfahren?"

„Diese Myrthe, die mit dir in einem Zimmer schläft . . .“

„Woher weißt du, daß Wolf hingerichtet wurde? Hast du's amtlich? Steht's in der Gerichtszeitung?“

„Ruhig dort! Arbeiten!! Sie, Herzogin dort hinten, schauen sie nicht in die Luft! — Es steht nirgends, aber — es ist fast ganz sicher.“

„Fast?“

„Deine Aufregung ist übrigens verdächtig, meine Liebe.“

„Unsinn! Vielleicht ist alles bloß Tratsch!“

„Nein! In dem Wirtshaus, wo er immer bediente, sagen's alle. Nur ein gewisser Lord, sein Freund, weiß nichts. Aber die anderen sagen, es hätte neulich einen Auftritt zwischen Roko und ihm gegeben.“

„Minister Roko?“

„Ja und deinem Wolf. Der Kerl war frech oder so etwas. Und der Minister soll ihm einen Blick zugeworfen haben, einen Blick . . . ! Dann hat er sich seine Adresse notiert. Und seither wurde Wolf nicht mehr gesehen. Jetzt geht das ja rasch, wie du weißt. Am liebsten hängen sie in der Nacht. Eins, zwei —“

Kara war erschüttert. Trotzdem benahm sie sich ein wenig so wie in einem Theaterstück. Sie wankte geradezu. Sie sagte: „Oh, wie furchtbar! Du schneidest mir ins Herz.“

„Mach' keine Geschichten!“ ärgerte er sich. „Was geht Wolf dein Herz an? Oder war er etwa deine Liebe?“

„Nein, nein, aber . . . es ist, wie man sagt, eine Hiobspost. Myrthe wird diesen Schlag nicht überstehen. Wolf war ihr einziges, innigstgeliebtes Kind. Sie küßte ihn jeden Abend auf die Stirn und gab ihm ihren mütterlichen Segen."

„Ja, da kann ich nichts dafür. Jedenfalls soll sich Myrthe in Acht nehmen. Es geschieht nicht selten, daß auch die Angehörigen gehenkt werden."

„Sie, meine einzige Freundin!"

„Daß du dich mit ihr nie mehr auf der Straße zeigst!"

„Der Blitz soll mich treffen, wenn ich ihr nicht auch im Unglück treu bleibe!"

„Gut, dann werd' ich dir untreu. Du magst zwischen mir und ihr wählen."

Kara schwieg eine Weile. Dann bat sie halblaut, sanft, merklich ernüchtert: „Erlaub' mir wenigstens sie jetzt nach Hause zu begleiten. Es ist bloß wegen der Hiobspost. Sie wartet dort auf meine Mitteilung."

„Jedenfalls mach' ihr die Mitteilung nicht auf der Straße! Hörst du? Sie ist imstande in Ohnmacht zu fallen oder sonst etwas Besonderes zu tun und dann laufen die Leute zusammen und es spricht sich überall herum. Du hast auf meine amtliche Stellung mehr Rücksicht zu nehmen als auf diese verkommene Greisin."

„Sie ist keine Greisin. Sie hat erst neulich ihr achtundvierzigstes Geburtsfest begangen.

Aber nun wird sie gewiß vorzeitig altern und hat keine Stütze mehr, wenn ich mich von ihr trenne. Leb' wohl, jetzt muß ich zu ihr."

„Adieu. Aber merk' dir: sie oder ich!"

„Schon gut."

Myrthe stand beim Inspektionshäuschen. Sie schaute Kara gar nicht an. Wie aus Angst. Als ob sie das Böse schon ahnte. Sie sagte bloß: „Da ist dein Geschirr."

„Danke", erwiderte Kara mit auffallender Höflichkeit.

Der sanfte Ton machte Myrthe noch unruhiger. Sie schwieg, als man über den Platz ging. Aber in Kara kochte „die Hiobspost" und sie war nahe daran vor Ungeduld zu platzen. Sie hielt's nicht länger aus.

„Ja," begann sie und blickte gespannt auf die Freundin, „ich hab' also mit ihm gesprochen —"

„Ich sehe schon," sagte Myrthe leise ohne aufzuschauen, „du hast nichts Gutes erfahren."

„Wann hört man denn heutzutage was Gutes?" bemerkte Kara ausweichend. Und gleich darauf erklärte sie rasch, vor Aufregung lächelnd: „Wenn meine Stimme ein wenig zittert, so darfst du darum ja nicht erschrecken. Es ist bloß vom Kopfwehpulver."

Übrigens zitterte ihre Stimme gar nicht. Alles war bloß Getue, eine verrückte Komödie. Und Myrthe schrie beinahe wütend: „Sag' rasch: So oder so. Augenblicklich!"

Nun wurde Kara bleich. Sie sagte ratlos: „Ja, warte doch! Sei vernünftig, wir sind auf der Straße. Du bist zu verzweifelt. Du bist imstande und fällst in Ohnmacht."

„Ist er tot?" fragte Myrthe.

Da rannte Kara voraus, so schnell sie nur konnte. Die andere lief ihr nach. Das Geschirr klirrte.

Sie hatten den Heimweg ohne Unfall zurückgelegt.

„Gott sei Dank", atmete Kara auf.

Erst im Hausflur setzte sich Myrthe auf irgend eine kalte Treppenstufe und weinte.

7.

Dachte Myrthe an Roko, so war er nicht so sehr der japanische Höllengott als vielmehr ein Knabe, der ihr die Hand küßte und versprach, „es" nie wieder zu tun.

Etwas Ähnliches hatte ihr mehrere Jahre vorher die Köchin Johanna im Wochenbett geschworen. Die Kapitänsfrau behandelte derlei menschliche Angelegenheiten sehr nachsichtig und ruhig. Sie behielt nicht nur die junge Mutter, sondern auch das Kleine bei sich. Ihre Güte ging in dieser Hinsicht weiter, als es ihren Hausgenossen angenehm und bequem war. Der Knabe hieß Franz und schrie entsetzlich.

„Ich bring' ihn um", drohte der Kapitän,

der an einer Nervenkrankheit litt und keinen Lärm vertragen konnte.

Franz wurde aber nicht der Grund des Selbstmordes des Kapitäns, der sich einmal nach dem Mittagessen aus dem Fenster seines Zimmers in den Hof stürzte. Nein, der Grund war natürlich die erwähnte Krankheit.

Und bald darauf gab Franz das Schreien auf. Als machte es ihm nun keine Freude mehr, da er niemand damit störte. Er wurde ein Kind, das mehr für sich lebte. Wenig unterhaltsam für die erwachsene Umgebung und geistig nicht zuviel versprechend. Ja, es währte lange, bis er ein Dutzend Worte lernte.

Sein Altersgenosse Wolf war ihm darin und in manchem andern überlegen, aber körperlich war Franz der Stärkere. Wolf konnte lesen, bevor er in die Schule kam. Franz konnte es auch später nie sehr geläufig. Er ließ sich von Wolf erzählen, was dieser aus den Büchern erfahren hatte.

Sie spielten es dann. Spielten Gulliver, Robinson Crusoë, die Blume der Prärie. Waren dazu Pfeile oder Nägel oder Tiere notwendig, so sorgte Franz dafür. Einmal brachte er sogar Pulver und eine alte Pistole. Wolf fragte nicht woher, gewöhnte sich ohne weiteres daran, daß man alles, was man gerade brauchte, von Franz erhalten konnte. Ja, darin war dieser begabt und jener ganz

stumpf und hilflos. Franz hatte seine besonderen Kenntnisse, Beziehungen zu allerlei fremden Leuten, eine Art heimliches Eigenleben.

Und nach einiger Zeit kamen Märchen an die Reihe. Als man Schneewittchen spielen sollte und ein kleines Mädchen dazu brauchte, ging Franz für eine Weile fort und brachte das Mädel herbei.

Es hieß Genovefa. Es war nicht menschenscheu und auch nicht begriffstützig. Beinahe eine kleine Frau, wenn auch ohne Schuhe und bloß eine Schlosserstochter. Sie hatte ein ausgeschnittenes blaues Kleidchen und schwarze Haarlocken.

Mit großer Sicherheit begann sie die Unterhaltung. „Seid ihr Brüder?“ fragte sie.

Und dann: „Wie spielt man Schneewittchen?“

Wolf erzählte ihr das Märchen, worauf sie bemerkte: „Dazu würde für mich ein weißes Kleid besser passen. Und ich habe nur das blaue —“

„Franz verschafft dir's“, beruhigte sie Wolf.

„Du bist ein Esel“, sagte Franz. „Wie soll ich das tun? Weil du selbst nichts Gescheites kannst, glaubst du, andere könnten alles. Ein Kleid bring' ich doch selbst nicht zustande. Und auch von meinen Bekannten gibt mir's niemand. Wenn ihr wollt, so borgt mir ein Freund etwas Dynamit und wir spielen ganz einfach Revolution.“

Doch es begann zu regnen und Wolf wurde von seiner Mutter gerufen. Er verspürte deutlich Eifersucht, als sich Franz und Genovefa gemeinsam entfernten. Es war klar, daß sie einander irgendwo öfter begegneten, an Orten, die zu Franzens besonderm Leben gehörten.

Erst nach einigen Tagen heiterte die Witterung sich aus und das gemeinsame Spiel begann von neuem. Diesmal war Genovefa ganz auffallend passend gekleidet.

Frau Myrthe war in den Garten heruntergekommen und schaute zu. Sie fragte Schneewittchen: „Du, ist dein weißes Kleid nicht ganz neu? Wer hat's dir geschenkt?"

„Franz", erklärte Wolf.

„So?" wunderte sich die Frau Kapitän.

„Meine Mutter hat mir's genäht", murmelte Franz, düster zu Boden blickend. Dann fügte er hinzu: „Und den Stoff hat sie schon gehabt."

Aber nachmittags, als Frau Myrthe in ihrem Zimmer auf dem Sofa lag und ein Buch las, trat plötzlich Franz herein: „Ich hab's Ihnen gestohlen, gnädige Frau Kapitän", sagte er. „Das ist die Wahrheit."

Sie schaute ihn verständnislos an. Er fügte hinzu: „Nämlich den Stoff, gnädige Frau Kapitän. Und genäht hat's nicht meine Mutter, sondern Genovefa."

Erst jetzt begriff Myrthe die Sachlage. „Ach so", sagte sie und wurde feuerrot.

Er sagte: „Ich würd's Ihnen zurückgeben, aber es ist schon hin. Aber Sie sollen mir irgend eine Strafe geben. Sie können mich durchprügeln, gnädige Frau Kapitän."

Myrthe fühlte sich dieser Aufgabe nicht gewachsen. Sie sah den großen, starken Burschen ratlos an. Und da kniete er vor ihr nieder und küßte ihr die Hand.

„Ich tu's nie wieder", versicherte er.

Zum ersten Male sah sie ihn so zerknirscht. In seinem Gesichte war etwas unsagbar Aufrichtiges. Ein leidenschaftlicher „guter Vorsatz". Sie spürte, daß sie ihm in diesem Augenblick eine gute Lehre schuldig war. Etwas sehr Ernstes und Strenges, das er sich fürs Leben merken sollte. Aber sie war zu ungeschickt darin, ohne jede Übung.

Übrigens spürte sie eine ganz unsinnige Freude darüber, daß der Bursche ihr alles gestanden hatte. Und sie umarmte ihn und sagte: „Ich will immer für dich sorgen. Solang ich kann", fügte sie hinzu.

Der vorsichtige Zusatz hing wohl mit einer Art Vorahnung zusammen. Denn Franz machte es ihr bald unmöglich, für ihn etwas zu tun. Er hatte eines Tages ihr Haus ohne Abschied verlassen. Myrthe grämte sich darüber mehr als ihre Köchin Johanna.

Aber Wolf sagte: „Vielleicht ist er nach Amerika gefahren."

„Unsinn," sagte die Mutter, „er hat ja kein Geld."

„Das macht nichts," erwiderte Wolf, „aber — wir haben neulich Christoph Columbus gespielt."

Wolf wußte, daß Franz jedes Spiel buchstäblich nahm und ausführte. Er selbst brauchte kein wirkliches Amerika, aber Franz konnte nicht anders.

„Ja, so ist er", sagte Genovefa, als sie einmal mit Wolf zusammentraf.

Dieser war immer mehr berauscht von dem Gedanken, daß er nun Genovefa für sich allein hatte. Doch er kam nicht auf die Idee, es ihr zu sagen. Genovefa wollte ihm mehrmals die Gelegenheit dazu geben, aber er schien keinen Wert darauf zu legen. Da gab sie es auf und er sah sie seither recht selten. Trotzdem machte er sie für immer zur einzigen Königin seines Herzens.

Und von Franz hörte man viele Jahre lang gar nichts. Vielleicht bekam Johanna von ihm hin und wieder Nachricht, aber sie war schon lange nicht mehr im Hause. Nach den großen gesellschaftlichen Umwälzungen war man zu arm, um sich eine Dienerin zu halten und Myrthe war nun selbst Köchin.

Im zweiten Jahre der Regierung des Gerechten brachte Wolf ein illustriertes Blatt nach Hause und zeigte der Mutter ein Bildnis auf der Titelseite und sagte: „Das ist Franz."

„Welcher?" wunderte sich die Mutter.

„Johannas Sohn."

„Was fällt dir ein. Das ist der Minister Roko."

„Ja, Roko ist Franz.“

Wolf ist verrückt, dachte Myrthe. Aber auch die Zeiten waren verrückt.

„Ist Franz so häßlich dick?“ fragte Myrthe. „Hatte er jemals einen so großen Kopf?“

„Er hat sich verändert“, meinte Wolf. „Wir haben uns alle geändert.“

Aber Myrthe glaubte dem Familienblatte nicht.

Und auch nach dem jüngsten Unglück, an dem Tage, da sie von der Hinrichtung Wolfs gehört hatte, wollte sie nicht glauben, daß Franz sein Mörder sei.

„Denk nicht mehr daran“, sagte Kara, die das Trösten schon langweilte. „Sei stark und füge dich in dein Schicksal.“

Der Mensch, dachte Myrthe in der Nacht, kann sich nie vollkommen ändern. Er ist dick, gut, er hat einen großen Kopf, aber das alles ist bloß die Oberfläche. Der eigentliche Mensch ist der nämliche, der damals vor mir kniete und mir die Hand küßte. Wenn ich ihm sage: Schämst du dich nicht? so wird er antworten: Ja, aber was nützt das! Geschehen ist geschehen. Was verlangen Sie von mir, gnädige Frau Kapitän? Ein christliches Begräbnis für meinen Sohn, werd' ich antworten, wenigstens das —

Ja, Myrthe schien plötzlich nicht mehr zu wissen, daß die Formen abgeschafft waren. Denn nun handelte es sich um Wolf. Um den dummen Wolf, der nichts von einer Gegen-

wart gewußt und nie vermocht hatte, seinen Familiennamen zu vergessen.

Ich ja, dachte Frau Myrthe in der Nacht, aber er darf nicht wie ein Tier verscharrt werden.

Und am nächsten Morgen erklärte sie ihrer verblüfften Freundin: „Ich gehe zum Minister Roko.“

8.

„Das ist nicht so einfach, wie Sie sich's denken“, sagte ein Soldat, namens Mücke. Er war im ersten Stocke des Ministeriums für öffentliche Aufklärung postiert.

Bis zum Standort Mückes zu gelangen war leicht. Aber dann — — Mücke war selbst nicht so einfach. Und darum auch für andere ein schwer zu nehmendes Hindernis.

Er lächelte wie mitleidig und zugleich belustigt. Über die gute Frau Myrthe, die sich's so leicht dachte.

„Ja, was soll ich denn tun?“ fragte diese.

„Warten.“

Er räusperte sich: „Bis der Herr Sekretär kommt. Der läßt Sie dann ein oder — auch nicht. Er hat zu bestimmen. Er stellt die Audienzliste zusammen. Sie verstehen schon. Ich meine die Reihenfolge der Besucher.“

„Und wann kommt der Herr Sekretär?“

Mücke räusperte sich wieder: „Das — weiß

man nicht. Es ist sehr verschieden. Es kommt, wie Sie sich denken können, auf alles Mögliche an. Sie glauben wohl nicht, daß Sie die Einzige sind, die der Herr Minister zu empfangen hat."

„Nein, das begreif' ich . . ."

„Also."

„Aber . . ."

„Es kann auch drei Stunden dauern. Oder vier —"

„Und ich hab' eine Arbeit."

„Jeder hat eine Arbeit. Schauen Sie mich an. Was tu' ich denn? Spiel' ich etwa Karten? Oder sitz' ich im Wirtshaus? Sehen Sie, das ist die neue Ordnung: Jeder hat sein Geschäft."

Myrthe schaute hoffnungslos den Mann an, dessen Geschäft es war, immer vor einer Türe zu stehen. Er war bewaffnet; hatte außer dem Bajonett noch einen Revolver in der Gürteltasche. Und hin und wieder salutierte er. Wenn nämlich ein Höherer vorbeikam. Und alle waren höher als er.

Myrthe dachte daran, daß alle, die jetzt im Lande regierten, einstens Antimilitaristen waren. Und nun umgaben sie sich mit vielen Soldaten. Unzählige gab es jetzt, die den Rock trugen, den man früher den des Kaisers genannt hatte. Die meisten von ihnen waren jetzt im Kriege. Und die Mindertauglichen bildeten Hindernisse in den verschiedenen Staatspalästen und Ämtern.

Aber Mücke gehörte nicht zu den Strengsten. „Setzen Sie sich", sagte er gütig und

zeigte auf eine Art Sofa. Dann fügte er hinzu: „Sie verdienen's. Sind nicht eben die jüngste."

Es war gut gemeint. Frau Myrthe nahm es auch nicht anders. Derlei Leute hatten eine etwas schmerzhafte Höflichkeit. Und in jenen Zeiten bestanden die Behörden fast ausschließlich aus derlei Leuten. Frau Myrthe zwang sich zu einem freundlichen Lächeln. „Nein," sagte sie, „ich könnte Ihre Mutter sein. Ich hab' auch einen Sohn in Ihrem Alter." Gleich darauf verbesserte sie sich ganz leise: „Das heißt, ich hatte ihn."

Dies überhörte der Soldat. Er fragte: „Ist er auch beim Militär?"

„Nein . . . Er ist tot."

„Wie?"

„Er wurde — hingerichtet."

Mücke sah sie eine Weile an, mit Glotzaugen, dann erkundigte er sich: „Kommen Sie deswegen?"

„Ja."

„Sie wollen wahrscheinlich eine Unterstützung?"

Myrthe bestritt es nicht, um das Gespräch nicht unnötig zu verwickeln.

Aber Mücke wußte Bescheid in den amtlichen Dingen. Und er meinte: „Dann sind Sie wohl selbst in einem Büro für Volksaufklärung — nicht? Oder gar eine Lehrerin oder Lehrerswitwe? Sonst gehört's nicht zu uns. Warum wenden Sie sich gerade an unseren Minister?"

„Weil ich ihn kenne.“

Der Soldat stutzte: „Ah so. Kennen Sie ihn gut?“

„Oh, sehr gut.“

„Glauben Sie, daß auch er sich Ihrer erinnert?“

„Sicherlich. Er war ja wie der zweite Sohn im Hause.“

„Wo?“

„Bei mir.“

Mücke glotzte sie wieder ein Weilchen an. „Hören Sie, dann meld’ ich’s wohl doch dem Herrn Sekretär.“

„Ist er denn schon hier?“

„Ja, ja!“

„Wie? Sie sagten doch . . .“

„Ich sagte, es käm’ auf alles Mögliche an . . . Er frühstückt nämlich eben in diesem Zimmer nebenan. Aber vielleicht, wenn ich ihm melde . . .“

Er eilte davon.

Der Sekretär sah etwas schofel aus. Er stak in einem stark abgenützten dunkelblauen Rock, war blaß und hatte einen ungepflegten tiefschwarzen Vollbart. An diesem klebte noch etwas Grünes, wahrscheinlich Spinat. Er schielte auf eine verwirrende Art, als hätte er fast gar keine Augen.

„Eine Verwandte des Ministers?“ fragte er undeutlich, weil noch immer weiterkauend.

„Nein, aber ich . . . Er war als Knabe bei mir . . . Wenn Sie ihm meinen Namen sagen . . .“

„Wie ist Ihr Name?“

„Myrthe . . . Von der Küchensektion. Im elften Rayon, Nummer . . .“

Der Sekretär machte eine unterbrechende, gleichsam wegwerfende Handbewegung.

„Den alten mein' ich selbstredend, den frühern Familiennamen.“

Von diesem hatte sich Myrthe schon so entwöhnt, daß sie im ersten Augenblick nichts zu sagen wußte. Dann öffnete sie plötzlich ihre Handtasche und entnahm ihr eine vergilbte Visitenkarte, die sie einst bei ihrem Sohne gefunden hatte.

„Hier, bitte,“ sagte sie wie entschuldigend, „ganz zufällig hab' ich's bei mir . . . Von früher her . . .“

Der Sekretär warf einen raschen Blick auf das Billet und sagte: „Kommen Sie in den Wartesaal. Wir werden sehen.“

Es war ein weiter, mit allerlei Menschen überfüllter Raum. Stille, bescheidene Gestalten warteten an den Wänden, hauptsächlich stehend. Aufdringlich rotgoldene, zerfetzte Tapeten hingen von allen Seiten herunter. Ein riesiger, prunkhafter Spiegel in der Mitte einer Längswand beleidigte seltsam das Auge durch auffallende Risse und durch verdächtig gelbe, große Schmutzflecke.

In einer Fensternische saß jemand an einem Tischchen. Auch in Uniform, aber bebrillt und mit einer Feder in der Hand. Er sprang

militärisch auf und der Sekretär gab ihm die Karte Myrthes.

„Schreiben Sie die Frau auf!" befahl er.

„Unten?"

„Wo Sie wollen. Aber melden Sie sie sofort an! Ich meine, sobald sich wieder die Tür öffnet."

Dann richtete er seinen augenlosen Blick wieder auf Myrthe. „Ja," murmelte er, undeutlich, als ob er noch weiterkaute, „nun bitte zu warten. Entweder kommen Sie gleich daran oder, was weiß ich . . . Jetzt hängt's vom Minister ab. Eventuell erst in drei Stunden."

Myrthe bedankte sich, schickte sich resigniert zu warten an. Es roch schlecht im Saale. Hauptsächlich nach Schwamm und Feuchtigkeit. Und der vielfach gesprungene Spiegel tat weh. Als die Kapitänswitwe sich anderswohin stellte, mußte sie wieder auf etwas anderes, unsäglich Häßliches blicken. Auf eine Art Repräsentationsbild, offenbar ein früherer Prinz oder Monarch, aber grauenhaft, wohl absichtlich verunstaltet, mit einem obszönen Ersatz für den fehlenden Mund und mit Bockshörnern anstatt der Ohren.

Nach einigen Minuten kam der bebrillte Mann auf sie zu: „Ich habe Sie eben gemeldet", berichtete er, „aber wer weiß, ob's etwas nützt. Beim Minister sind hohe Persönlichkeiten. Eine Konferenz. So etwas dauert oft bis zum Abend."

Doch fast im selben Augenblick sprang die Türe zum Kabinett Rokos auf, Männer kamen heraus und eine tiefe, etwas heisere Stimme rief laut Myrthes Namen. Sie erkannte ihn gar nicht als den ihrigen wieder.

„Ja, hören Sie denn nicht?!" zischte sie entsetzt der Soldat mit der Brille an.

Da begriff sie erst und lief aufgeregt zur Türe.

Sie stand in Rokos Kabinett, vor ihm selbst. Aber ihr Blick trübte sich und sie sah nicht sein Antlitz.

Da geschah es, daß sich die hochgewachsene, breite Gestalt plötzlich neigte, und sie spürte einen Kuß auf ihrer Hand. Nun wußte sie: Ja, er ist's.

Er führte sie zu einem Fauteuil, stammelte aufgeregt: „Also, also . . . Und ich wollt's nicht glauben . . . Sie selbst, gnädige Frau Kapitän . . . Nach so vielen Jahren . . . So etwas, nein — —"

Er redete viel, warm, unzusammenhängend, nannte sie hundertmal gnädige Frau Kapitän, und sie entsann sich erst nach einer Weile der Angelegenheit, die sie zu ihm führte. Und sie sagte: „Du hast mir ein großes Leid zugefügt, mein Lieber."

Er war bestürzt. „Ich? . . . Was? . . . Warum? . . . Geht's Ihnen vielleicht schlecht? Sie müssen mir alles erzählen. Sind Sie böse, daß ich damals . . . daß ich durch so viele Jahre von mir nichts hören ließ? . . . Ja, ich

geb's zu, ich habe das Frühere nicht vergessen. Aber ich komm' nicht dazu, daran zu denken. Wenn ich ein bißchen Zeit hätte! Daß Sie so gar nicht alt geworden sind! Ich habe Sie mir immer mit grauem Haar vorgestellt. Es ist ja gar nicht so lange her. Es kommt einem nur so vor, weil fortwährend etwas geschieht. Als meine Mutter starb..."

„Ist Johanna tot?"

„Ja, ja . . . aber ich war damals weit von ihr . . . Lieber Gott, wo war ich? . . . Man hat keine Minute zum Nachdenken . . . Alles fliegt und reißt einen mit. Ich hätt' Ihnen geschrieben, aber — Sie wissen, gnädige Frau Kapitän, eigentlich kann ich's gar nicht. Reden, ja. Aber für Briefschaften und dergleichen hab' ich meine Beamten. Ich bin ungebildet, ja . . ."

„Du hast meinen Wolf . . ."

„Richtig!" rief der Minister aus, „ich habe neulich Wolf getroffen . . . Irgendwo . . . Halt, wo war's denn? Teufel noch einmal — ich weiß, ich weiß, hat er sich beklagt, daß ich ihn angeschrien habe? Das war gewiß aus Besoffenheit, gnädige Frau Kapitän, und nicht aus Bosheit, nicht aus Haß. Nur weil er studiert hat und jetzt Kellner ist. Das hat mich zu der Gemeinheit verführt. Sieh, dacht' ich mir, ich habe nicht studiert und bin Minister. Da wollt' ich ihn so ein bißchen... Das Aas war ja an der Universität . . . Da wollt' ich ihn zum Spaß ein wenig erschrecken..."

„Du hast ihn ermordet!" brach Myrthe aus.

„Wie? Was? Jesus Maria Josef! Haben die Leute solche Angst vor mir, daß sie sterben, wenn ich sie ein bißchen . . ."

„Franz! Spiel' nicht mit mir! Ich weiß doch schon alles. Du hast ihn umbringen lassen!"

„Nein!"

„Was . . . ?"

„Nein, nein! Was reden Sie da, zum Kuckuck, gnädige Frau Kapitän?"

„Ja . . . wo ist er? Erbarme dich, sag' mir, wo ist Wolf?"

„Das weiß ich nicht."

Sie sah ihn an. Sie zog den Riesenmann zum hellen Fenster, starrte ihm ins Gesicht: „Du weißt wirklich nichts?"

„Nein! Ist Wolf ermordet?"

Sie schwieg und fixierte ihn weiter. Ja, er war entsetzlich dick und rot geworden. Ein Ungeheuer, aber ein solches, das die Wahrheit sprach. Er hatte noch immer die nämliche Seele. Er hatte die Augen jenes Knaben, der ihr vor mehreren Jahren einen Diebstahl eingestanden hatte.

Sie sagte: „Ich glaub's dir, Franz. Wärst du wirklich schuld an seinem Tode, du würdest es eingestehen. Wolf ist verschwunden. Seit eurer Begegnung. Darum komm' ich zu dir. Ich hatte dich nicht im Verdacht, aber alle anderen sagten, du hättest ihn . . ."

Er unterbrach sie wütend: „Alle? Was heißt das? Alle Schurken, alle Kommissäre?"

Oh, er schäumte geradezu vor Unschuld. Genau wie der kleine Franz, wenn man ihn fälschlich verdächtigt hatte. „Ich war's nicht!" schrie er und schlug sich auf die Brust. „Ich schwöre! Ich war's nicht!"

„Ich weiß ja", sagte Myrthe leise.

„Wer hat das verbreitet?" rief er. „Wer war der Schurke? Sicher wieder so ein Schwein von der Polizei! Die sind mir alle aufsässig. Ich bin ihnen zu anständig, dem verdammten Lumpenpack! Sie sollen mir Rede stehen! Sie sollen mir's beweisen oder ich werde sie in Stücke reißen! Samt dem . . ."

Er wollte sagen: . . . samt dem Gerechten.

Da öffnete sich zaghaft die Tür und es zeigte sich der Kopf des Sekretärs, der zitternd fragte: „Herr Minister befehlen?"

„Hinaus!!" brüllte Roko.

Und gleich darauf wurde er wieder vernünftig: „Gnädige Frau Kapitän, Sie sagen, er sei verschwunden. Sie vermuten, er sei hingerichtet. Gut. Haben Sie irgendwelche Anhaltspunkte? Hat er irgend eine Unvorsichtigkeit begangen? Sie wissen nichts. Gut —"

Er ging zum Telephon und klingelte: „Justizminister!" rief er in den Apparat. Dann wandte er sich zu Myrthe: „Nur der ist kompetent. Es ist ja nicht meine Sache."

„Hast du noch niemand hinrichten lassen?" fragte die Witwe.

„Gewiß," erwiderte er schlicht, „aber es ist nicht meine Sache."

Er telephonierte: „Bist du's oder nicht? Schafskopf! Warum sagst du's nicht gleich?"

In dieser gewählten Form sprach er eine Zeit lang mit dem Kabinettskollegen.

Dann berichtete er der einstigen Pflegemutter: „Der Justizminister hat keine Ahnung. Er wird sich gleich unterrichten. Er wird auch bei den kleinen Mühlen anfragen. Und das Ergebnis, gnädige Frau Kapitän, werden Sie von mir noch heute erfahren."

Gegen Abend erhielt Frau Myrthe einen kurzen Brief, der nur zwei Zeilen, aber drei orthographische Fehler enthielt. Die kleinen Mühlen wußten auch nichts. Die Polizei habe sich verpflichtet alles aufzubieten, um den Vermißten baldigst wiederzufinden.

9.

Roko mußte wohl zuweilen mit dem Gerechten verkehren; dies gehörte ja zu den Pflichten seiner dienstlichen Stellung. Aber er tat es ungerne, möglichst selten. Und wollte er einmal etwas von den Höchststehenden erfahren, so wandte er sich doch lieber an den Stummen. Diesem erzählte er von der Angelegenheit Wolfs, über den man noch immer nichts wußte.

„Ja, das . . . stimmt", äußerte der Kanzler rätselhaft.

„Was stimmt?"

Es war ein Unglück, daß der Stumme eben stumm oder doch zum mindesten recht unbeholfen im Mündlichen war. „Es kommt vor."

„Was kommt vor?"

„Daß jemand verschwindet. Viele verschwinden —"

„Seit wann?"

„Seit . . . wir da sind . . . Man flüchtet überhaupt —"

„Vor wem?"

„Vor uns —"

„Wohin?"

„Ja . . . wenn man das wüßte —"

Roko wurde ungeduldig. „Wozu seid ihr denn eigentlich da? Wozu habt ihr die Polizei, wenn ihr nicht einmal so Einfaches erfahren könnt?"

„Das ist schwer . . ."

„Was?! Sei doch so gut und geize nicht mit deinen kostbaren Worten! Über diese Sache möcht' ich wirklich Bescheid wissen."

„Ich auch", versicherte der Stumme.

„Und kannst du nicht reden, so schreib mir etwas darüber. Zeig' mir Akten . . . Ihr habt doch welche, die den Gegenstand betreffen —"

Akten hatten sie. Aber der Stumme geizte auch damit, gab sie ungern aus der Hand. Er wollte lieber mit Exzerpten dienen. Mit einigen von den vielen Zetteln, die er so leidenschaftlich beschrieb. Er zeigte dem Minister einige. Auszüge aus polizeilichen Tagesrapporten. Statistische Zusammenstellungen

über die Vermißten. Inhaltsangaben von verschiedenen Berichten unterer Behörden. Dies alles war mit kurzen, aber sehr charakteristischen Randglossen des Stummen versehen. Sogar Witze waren darunter. Eine Anzahl jener seltsamen Witze des wunderlichen Staatsmannes, die niemand außer ihm selbst verstehen konnte.

Übrigens war Roko entsetzt nach dieser Lektüre. „Das ist ja unglaublich! Fast fünf Prozent der Bevölkerung einfach durchgegangen! Und ihr vertuscht es? Sagt es nicht einmal uns, den Ministern?"

Der Stumme zuckte bloß die Achseln. Mit einem Lächeln, das ungefähr ausdrückte: Und wenn wir's euch sagten, was würd' es uns nützen?

Und Roko las und ereiferte sich weiter: „Die berühmtesten Namen! Ich meine — selbstverständlich ist ein Mensch so viel wert wie der andere. Aber immerhin. Der alte Adel! Nun, auf den pfeif' ich natürlich. Doch wären sie nach dem Gesetz auszurotten und man dürfte sie nicht laufen lassen. Aber auch Künstler, Gelehrte, Dichter, frühere Offiziere! Warum Künstler und Literaten davonlaufen, ist mir schon ganz unerfindlich. Es geht ihnen doch glänzend, wenn sie zu uns halten. Das bißchen Arbeit für uns —?! Das ist doch kein Grund! Unbegreiflich! Und auch aus anderen Kreisen — aus Familien, die sonst praktisch, ja kaufmännisch denken! Und ihr laßt die

Sache auf sich beruhen? Was macht ihr denn?"

„Erhebungen", antwortete der Stumme lakonisch.

„Aber dumme, ungeschickte, ergebnislose. Du gestehst ja selbst, daß du noch nichts weißt. Also! Übergebt die Sache klugen, erfahrenen Fachleuten, Privatdetektiven und ähnlichen Spürhunden —"

„Schon geschehen."

„Und —?!"

„Bisher — leider . . ."

„Hol' euch der Teufel! Das ist ja politisch höchst bedenklich. Was werden sich die Völker denken, die noch nicht zu uns halten?! Ist das etwa ermutigend? Wenn die eigenen Bürger von uns flüchten . . . Massenweise . . . Das ist ja ein ganzer Berg, diese schöne Namenliste! Ist Wolf auch schon darunter? Hier seine alte Visitenkarte —"

Der Stumme blätterte einige Minuten in den Papieren. „Ja," sagte er dann, „er ist darunter."

„Also. Du mußt mir schwören, du Stockfisch, daß du alles tust, was in deiner Macht steht. Versprichst du, daß du ihn suchen wirst? Gut. Was wirst du machen?"

„Erhebungen", erwiderte fast automatisch der Stumme. Der Riesenmensch seufzte und erhob sich so rasch, daß alles, was gläsern war im Zimmer, klirrend erbebte.

„Es ist ein Kreuz mit dir", klagte Roko.

„Streng' dich wenigstens an, so sehr du kannst! Aber ich will mich nicht bloß auf euch verlassen . . . Ich werde, nimm Gift darauf, auch auf eigene Faust in der Sache arbeiten."

„Ja, ja, ja!" sagte lächelnd der Stumme und es bedeutete: Auch du wirst dich blamieren.

Aber Roko blieb noch an der Türschwelle stehen . . . Einzelne Punkte der seltsamen Angelegenheit erregten allzu sehr sein primitives Gehirn. „Wißt ihr bestimmt, daß diese Leute nicht ins Ausland laufen?"

„Bestimmt."

Der Stumme trat nochmals an seinen Schreibtisch und brachte dann dem Minister weitere Papiere. Roko entnahm ihnen, daß die Grenzkontrolle überall streng, ja fast lächerlich pedantisch war. Kein Mensch aus dem Staate der „Feinde der Reichen" konnte ins Ausland reisen, ohne daß die Behörden es erfuhren. Auf seine entsprechenden Fragen wurde ihm ferner bewiesen, daß auch alle Wohnhäuser, Spelunken und Keller des Reiches peinlichst durchsucht wurden. Und trotzdem!

„Ja, wo können sie denn stecken?" brach Roko verzweifelt aus.

Da lachte der Stumme zum ersten Male. Ganz laut, dröhnend, etwas idiotisch. „Die Erde hat sie verschlungen", erklärte er. Es klang wiederum wie einer seiner verrückten

Witze. Und Roko schlug lärmend die Türe hinter sich zu.

Aber der Stumme verharrte noch eine gute Minute in der gleichen Stellung bei der Türe. Er war knochig, mager, flachshaarig. Sein Leib war blond und jugendlich. Und er lachte weiter, obwohl er nun allein im Zimmer war. Seine hellblauen Augen glänzten so merkwürdig, als ahnten sie Wunder in der Ferne. Ja, er mochte wirklich ein ganzer Narr sein.

Und doch hatte er vorhin, wohl zufällig, die Wahrheit gesagt.

10.

Wolf und die vielen anderen Vermißten lebten. Und zwar wirklich unter der Erde. Niemand, auch nicht die schlaueste Regierung, war imstande, den verborgenen Ort zu finden.

Es war eine Art Riesengrotte. Genauer: ein Labyrinth von unterirdischen Grotten. Eine zweite Stadt. Ohne Sonne, aber mit Gassen, Plätzen, ja sogar mit Seen und Flüssen.

Ein Teil der Flüchtlinge behauptete: „Das alles ist natürlich entstanden. Kein Menschenwerk ist es, sondern eine romantische Laune Gottes."

Andere meinten: „Nein, es ist doch ein Bergwerk. Aber längst verlassen und vergessen. In unvordenklichen Zeiten außer Betrieb gesetzt."

Der Lord, der Entdecker der prächtigen Höhle, hielt sie für natürlich. „Aber," meinte er, „man könnte sie gegebenen Falles künstlich erweitern, großartig ausbauen. Und zwar sowohl in westlicher wie in nördlicher Richtung. Denn auf den anderen Seiten würde man auf Hindernisse stoßen. Im Süden auf die städtischen Kanäle und im Osten auf den nahen Friedhof."

Gott, das waren zu kühne Pläne. Man lächelte. Die geflüchteten Herrschaften hatten keine technischen Passionen. Auch der Lord bloß theoretisch. Obwohl er die Ingenieurschule durchgemacht hatte.

Sie gedachten überhaupt nicht sich irgendwie anzustrengen. Dies würde auch gar nicht logisch sein, von ihrem Standpunkt. Ihre gemeinsame Flucht war eine Resignation auf den Kampf ums Dasein. Ein Protest gegen die Gegenwart. Hauptsächlich gegen die Herrschaft des Mobs, der für sich allein die Freiheit beanspruchte. Gegen den Stummen und den Gerechten.

Waren sie nicht eigentlich Invaliden? Jedenfalls unheilbar Verstockte. Menschen, die stehen geblieben sind. Die alles auf die Vergangenheit gesetzt und die Fähigkeit verloren hatten „mit der Zeit zu gehen". Schwäche war's. Aber sie sagten: Wozu unnütz unsere Kraft vergeuden? Sie redeten sich aus: Nur darum kämpfen wir nicht gegen die neuen Tyrannen, weil diese ohnehin stür-

zen müssen. Ja, früher oder später werden sie abwirtschaften. Ihr Ende warten wir hier unten ab. Und dann kehren wir zurück.

Sie hatten sich also für eine Art Winterschlaf eingerichtet. Wohl mochte dieser Schlaf unter Umständen recht lange dauern. Gut, was verschlug's? Der Zustand war ganz angenehm. Und war man entsprechend begabt, so konnte man dabei sogar dies und jenes erleben.

Es gab doch wahre Meister des Träumens unter den menschlichen Wesen. Geschöpfe von einer ähnlichen innern Struktur wie etwa Wolf, der imstande war, gedanklich unausgesetzt in der Unwirklichkeit zu verweilen, ohne dabei merkbaren Schaden an seiner Gesundheit zu nehmen. Es waren gewiß nicht nur Dichter oder Schauspieler darunter.

Sogar ein Mann wie der Lord gehörte teilweise zu dieser Gattung. Teilweise. Sein Verdienst, die Auffindung des wunderbaren Verstecks, gab ihm das Recht einer Ausnahmestellung. Der Adel unter der Erde hätte ihn sogar zum Könige gemacht. Nur wußte man leider zu wenig über seine Abstammung.

Ein ehemaliger Obersthofmeister, schon alt, aber scharfsinnig und welterfahren, äußerte: „Er hat scheinbar Rasse. Seine Manieren sind tadellos und einnehmend. Aber ich kannte Oberkellner und Friseure . . .“

Die schöne Gräfin Therese fiel ein, verständnisvoll lächelnd: „Ja, nicht wahr, das

täuscht. Es gibt zum Beispiel gutgewachsene Juden aus reichen Familien, die genau so ausschauen, wie Herren aus der Gesellschaft. Und dann ist etwas Verdächtiges an ihm: sein ehemaliges Metier. Die Technik ist durchaus unjüdisch, aber . . ."

Der Obersthofmeister nickte. „Aber," ergänzte er, „man kennt keine regierenden Fürsten, die früher Ingenieure waren. Sie haben recht. Die Technik ist blond . . . Doch eine besondere, zu kräftige, beinahe bäuerliche Nuance —"

Jedenfalls durfte der Lord das Gemeinwesen leiten, Vorschriften geben, kundtun, wie man sich seines Erachtens in der außergewöhnlichen Lage zu verhalten hatte. Sogar in einer sehr entschiedenen, fast befehlenden Form.

So hatte er unter anderm verordnet: „Wir dürfen tun, was uns beliebt, aber man darf uns auf keinen Fall entdecken. Unser Leben sei nicht zu laut, nicht auffallend. Es ist nicht erlaubt, die Grotte auch nur für kurze Zeit zu verlassen. Sie müssen ununterbrochen hier bleiben, sonst kommt man uns auf die Spur. Nur abends, zwei bis drei Stunden nach Sonnenuntergang, dürfen sie ein wenig Luft schöpfen. Die Waldwiese vor dem großen Höhleneingang ist nach Einbruch der Dunkelheit vor den Leuten aus der Stadt vollkommen sicher. Dort dürfen Sie um die angegebene Zeit spazieren gehen oder auf den

Baumstümpfen sitzen. Aber lautlos, ohne ein Wort zu sprechen. Und sollte sich doch ein Fremder dorthin verirren, so nehmen wir ihn fest und lassen ihn nicht mehr aus. Sonst könnte er uns verraten."

Dies waren ganz vernünftige Maßregeln. Aber der Lord selbst hielt sich nicht daran. Er hatte, wie gesagt, eine Ausnahmestellung.

Er führte ein Doppelleben. Von früh bis elf Uhr abends bewegte er sich oben, in der Stadt. Er machte dort seinen „Dienst" wie jeder Bürger der proletarischen Republik: einen Teil des Tages in einer chemischen Fabrik und den Rest in der kleinen Gastwirtschaft, in der früher auch Wolf gewirkt hatte. Und für die Nacht kehrte er in die Grotte zurück.

Die Gründe, die er hierfür angab, leuchteten allen ein: Es muß doch wenigstens einer von uns wissen, was dort oben vorgeht. Das ist klar. Wie sollten wir sonst, wenn die Stunde unserer Befreiung schlägt, es rechtzeitig erfahren? Meine Aufgabe ist, über die jeweiligen politischen und sozialen Stimmungen im Staate genau unterrichtet zu sein, eine allfällige Gefahr im richtigen Augenblicke vorauszufühlen und vielleicht sogar abzuwenden. „Ja," fügte er hinzu, „ich muß dort oben vielleicht auch ein bißchen handeln."

Dies Letztere war leiser gesagt. Denn es enthielt das eigentliche Motiv für Lords selt-

sames Verhalten. Nicht nur träumen, sondern zuweilen „auch ein bißchen handeln", dies war für seine merkwürdig zusammengesetzte Natur außerordentlich bezeichnend. Er machte aus der Not eine Tugend. Er hatte wohl die Grotte entdeckt, war aber außerstande immer nur dort zu bleiben. Es würde ihn zu ungeduldig machen und langweilen. Er war aber auch nicht der reine Willensmensch, sehnte sich hin und wieder nach Ruhe, Beschaulichkeit, nach „etwas Nacht", wie er sagte.

Und so war er einmal hier, ein andermal dort. Er vermochte dies dank seiner besonders glücklichen Veranlagung.

Wolf betrachtete ihn neidisch. Er dachte: Nicht jedermann kann sich das so gescheit und praktisch einteilen.

Der Lord, der ihn seit seiner Ankunft in der Höhle stets im Auge behielt, fragte: „Wie fühlen Sie sich? Sie seufzen doch nicht, verehrter Freund?"

„Nein," erwiderte Wolf, „man ist hier sehr . . . ungestört. Nur muß ich zuweilen daran denken, was ich oben zurückgelassen habe. Das ist das Einzige. Sonst wäre dies ein angenehmer Ort."

„Was haben Sie denn so Wertvolles zurückgelassen?"

Wolf zögerte. Dann sagte er: „Meine Mutter."

„So."

„Ich denke, sie muß meinetwegen beunruhigt sein."

„Ja.“

„Ist Ihnen etwas zu Ohren gekommen?“

„Gott, ja. Sie hat ein wenig Lärm geschlagen. Sie war unter anderm bei mir . . .“

„Ah!?“

„Ja. Weil's leider bekannt ist, daß wir beide Kollegen waren.“

„Und —?“

„Nichts. Selbstverständlich konnte ich ihr keine Mitteilung über Ihr Befinden machen. So etwas verbreitet sich . . .“

„Sie weiß nicht, wo ich bin?“

„Nein. Nicht einmal, ob Sie leben.“

„Das ist aber . . .“

„Unangenehm, gewiß. Aber, ich durfte nicht, um Ihre Frau Mutter zu beruhigen, uns alle ins Verderben stürzen.“

„Sie würde gewiß nichts verraten.“

„Man kann nicht vorsichtig genug sein. Sie hat eine Freundin. Und Kara ist höchst unverläßlich. Obendrein die Geliebte eines Kommissärs —“

Wolf schwieg. Dann fragte er, ohne dem Lord ins Gesicht zu blicken: „Könnten Sie nicht zu meiner Mutter gehen und sich erkundigen, ob nicht eine gewisse Person — sie heißt Genovefa — verstehen Sie . . .?“

„Genovefa —?“

„Ja. Ob — sie nicht in letzter Zeit bei der Mutter war? Ich möchte gerne wissen, was sie macht und wie sie die Nachricht von . . . von

meinem Verschwinden aufgenommen hat? Werden Sie so freundlich sein?“

„Nein. Das ist selbstverständlich unmöglich.“

„Warum?“ fragte Wolf heftig. „Können Sie nicht einmal diese Kleinigkeit für mich tun?“

„Ausgeschlossen. Seien Sie doch logisch! Stell’ ich eine solche Anfrage, so zieht man daraus zuverlässig den Schluß, daß ich Ihren Aufenthaltsort kenne und mit Ihnen im steten Kontakte bin. Das wäre schlimm. Sehen Sie das nicht ein?“

„Ich seh’s ein“, antwortete Wolf ganz leise. Aber er rannte hin und wieder wie ein Tier im Menageriekäfig.

Eine schöne Bescherung, dachte der Lord. Das Wertvolle, das er zurückgelassen hat, ist also natürlich jene Genovefa. Hol’ sie der Teufel! Und ich habe mir vorgenommen, keinen Menschen herunter zu bringen, der Ursache hat, sich nach dem Tageslicht zurückzusehnen. Solche sind ja gefährlich wie Explosivstoffe. Nun, der Mann ist einmal hier. Es bleibt nichts übrig, als ihn gut zu bewachen.

Der Lord überwachte auch andere, besonders ganz junge Leute. Diese waren keineswegs zahlreich, schienen übrigens nicht melancholisch, ja, zuweilen sogar recht lebhaft. Träumten auch sie? Nun, jedenfalls machten sie dabei viel Bewegung. Der Lord mußte Acht geben, daß sie nicht die große Mehrheit

störten, jene, die sich still verhielten und wirklich träumten.

Aber die lebhafte Minderheit zog es ohnehin vor, weit weg von der übrigen Gesellschaft zu leben. Es waren unter ihnen Gottlob beide Geschlechter vertreten und es schien ihnen nichts abzugehen. Sie zeigten ungemein viel Sinn für die romantische Seite des unterirdischen Lebens. Durchfuhren paarweise die schönen Seen und Flüsse in Kähnen, die mit bunten Lampions behängt waren. Sie verweilten in zierlichen Lauben, die am Wasser standen und so aussahen wie große Blumen oder Obstbäume im Frühling. Und alles war ihr Werk: die Kähne, die Lampions, die Lauben.

Sie waren oft etwas berauscht, wenn sie zu den anderen zurückkehrten. Nicht vom Weine, sondern von ihrer Jugend. Und sie sangen auch öfter, obwohl dies strenge verboten war, laut, frisch und falsch. Kamen sie jedoch in die Nähe des Saales, den man den großen nannte, so verstummten sie sofort, gingen auf den Zehen und ermahnten einander: „Leise! Pst, leise!!" Denn im großen Saale saß alles, was zählte, Autorität und Verstand hatte, sozusagen „die ganze Höhle", die angesehensten Bürger, Künstler, Gelehrten, Aristokraten.

Die Adeligen redeten nur flüsternd oder gar nicht. Und ob sie sprachen oder schwiegen, es galt der Vergangenheit. Es war etwas

kühl in dem weiten Raume; von den vielen Gedanken und leisen Worten, die vergangene Dinge betrafen.

Aber drei Stunden nach Sonnenuntergang konnte man durch eine Öffnung die Waldwiese sehen. Ja, nun war etwas Freiheit erlaubt, die Wiese und das Luftschöpfen. Allein die meisten blieben dennoch im Saal und begnügten sich mit dem Zuschauen. So passiv waren sie geworden.

Draußen, auf den Baumstümpfen, saßen bloß die jungen Leute, die vorher gerudert und gesungen hatten. Jetzt mußten sie schweigen. Aber sie blickten einander an und lachten. Dazu schien zuweilen der Mond.

11.

Nur ein geringer Teil der Menschheit kommt in der Stadt zur Welt. Glücklicherweise. Wohl nur darum lebt die Welt weiter.

Der Stumme wußte wenig, als er in die Stadt kam. Und doch brachte er Neues herein. Er hatte Einfälle. Unter anderm machte er als gewöhnlicher Arbeiter eine für die Klavierindustrie recht wertvolle Erfindung.

„Schenk's nicht dem Fabrikanten“, riet ihm ein junger Städter, Hörer der Medizin und Agitator. „Nicht das Kapital ziehe Nutzen davon, sondern die gute Sache.“ Der Vortrag des Mediziners darüber, was die gute Sache

sei, dauerte lange, denn dem Stummen fehlte die Bildung. Aber der Student verlor die Geduld nicht, sondern sprach und spuckte viele Stunden.

Ein furchtbar ekelhafter und gescheiter Mensch, dachte der Stumme. Und schließlich erklärte er: „Ja, nun versteh' ich's."

So spielte sich die von Mr. Blyte erwähnte Begegnung der beiden Männer ab.

Nun war der einstige Bauer Staatskanzler und hielt noch immer treu zu der Sache, die er einmal verstanden hatte. Aus angeborenem Ordnungssinn. Aber auch dem Gerechten brachte er noch immer die gleichen Empfindungen entgegen wie damals, bei der ersten Begegnung. Er sagte sich: Seine Verdienste um die Menschheit sind unermeßlich, aber ich kann ihn nicht leiden. Das Letztere war für ihn recht qualvoll. Er war ja sonst aufrichtig grob gegen Menschen, die er nicht mochte. Und den Staatschef behandelte er gut, um der guten Sache willen. Er schämte sich dessen bis zur Selbstverachtung. Nur hin und wieder, unter vier Augen, zeigte er dem Gerechten seine wahren Gefühle, zumeist in Form von jenen Witzen, die keiner verstand, nur er selbst.

„Wir müssen uns zusammen photographieren lassen", sagte ihm einmal der Gerechte, mit einem halb schüchternen, halb ironischen Lächeln. Der andere starrte ihn an und begann plötzlich mit dem ernstesten Gesicht

der Welt sämtliche Kaiser- und Königshymnen des alten Europa zu singen. Der Gerechte hielt sich die Ohren zu und bat mit verdrießlicher, nervöser Stimme: „Genug, genug, sei doch still, sei vernünftig. Es ist keine Spielerei, sondern notwendig. Aus politischen . . .“

„Bosche, Czara hranj“, brüllte der Kanzler.

„. . . politischen Gründen. Fürs Volk, verstehst du denn nicht, fürs Volk! Worte allein genügen nicht. Sie sollen uns sehen, auf einem Bilde, uns zwei. Hörst du? Damit endlich einmal die Gerüchte erstickt werden, die über uns beide in Umlauf sind.“

Der Stumme fragte, nicht mehr singend: „Gerüchte?“

„Ja . . . Man sagt . . . man glaubt, daß wir uns eigentlich schlecht mit einander vertragen. Es ist unerhört, was für eine Einbildungskraft die Leute haben. Sie erzählen sich Wort für Wort eine Szene zwischen mir und dir, die sich unlängst abgespielt haben soll, vom Anfang bis zum Ende erfunden.“

„Wie ist das Ende?“ fragte der Stumme.

„Das . . . ach, du treibst wieder Unsinn! Übrigens soll es so geendet haben, daß du mir sagtest . . .“

„Daß ich dir sagte: Du bist ein Verbrecher!?“ fragte der Stumme und blickte dabei seltsam ins Leere.

„Ja“, sagte der Gerechte leise, wie erschreckt.

„. . . Und daß ich dir sagte: Ich setze dich ab!?“ erkundigte sich der Kanzler weiter.

Der Gerechte sah ihn verdutzt an.

„Ja, woher weißt du dies alles? . . . Woher? . . . Du hast doch diese Worte nie wirklich zu mir gesprochen.“

„Nicht? Nein.“

„Oder ist auch dir das Gerücht zu Ohren gekommen? Läßt auch du dir polizeiliche Stimmungsberichte vorlegen? Wie? Wozu brauchst du sie eigentlich?“

„Um mich damit . . .“

Der Stumme machte eine unanständige Geste. Dann lachte er kindisch.

Der Staatspräsident fragte ungeduldig: „Also ja oder nein? Willst du mir die Ehre erweisen, dich mit mir aufnehmen zu lassen?“

„Meinetwegen“, murmelte der Stumme. Es klang nicht gerade höflich, allein immerhin zustimmend.

In der darauffolgenden Nacht hatte jedoch der Kanzler einen seiner häufigen — zweifellos atavistischen — Gewissensanfälle. „Nein, nein!“ sagte er laut. „Es ist doch unmöglich.“

„Was hast du denn?“ erkundigte sich seine Gattin Katharina.

Er antwortete ihr nicht, sondern stieg aus dem Bette, setzte sich an den Tisch und schrieb einen Zettel an den Gerechten. Es stand darauf: „Ich hab' mir's überlegt, ich tue nicht mit. Unsere Photographie wäre ein Betrug. Denn ich hasse dich und will mich

nicht vor dem Volke für deinen Freund ausgeben."

„So," erklärte er wieder vernehmlich, „nun ist's aus zwischen ihm und mir."

Und Katharinas weiblicher Instinkt sagte ihr, wovon die Rede war.

„Gott sei Dank", seufzte sie, wie befreit.

Der Stumme schickte den Zettel sofort ab. Aber den nächsten Morgen war es ihm peinlich, daß er es getan hatte. Nicht so sehr des Inhalts wegen als wegen der Form des Briefes.

Der Satz „ich hasse dich" schien ihm bei Tageslicht doch zu pathetisch, zu aufrichtig, übertrieben. Er wurde rot bei dem Gedanken, daß er mit dem Adressaten bald zusammenkommen sollte.

Das Befürchtete fiel natürlich anders aus, als er sich's gedacht hatte. Der Staatschef kam ihm mit einem ganz nüchternen Geschäftsgesicht entgegen. „Ob du mein Freund bist oder nicht," sagte er sachlich, „hat doch mit der Politik nichts zu schaffen. Hab' ich dir nicht gesagt, daß ich es keineswegs zum Vergnügen, sondern aus taktischen Gründen tun möchte? Übrigens ist der Photograph schon bestellt."

Dieser Ton machte den Stummen wehrlos. Nach solchen Entladungen, die keine Luftreinigung nach sich zogen, tat er wieder alles, was man von ihm verlangte, düster, resigniert. Eine Zeitlang machte er nicht einmal mehr Witze, schrieb keine Zettel —

Katharina, mit der er — niemand ahnte es — kirchlich getraut war, wußte um seinen Haß gegen den Gerechten und fühlte ebenso wie er. Sie war dem Staatschef noch niemals begegnet und glaubte ihn doch zu kennen. Sie machte sich von ihm ein Bild, so einfältig und primitiv, wie die von Papierrosen umrahmten Öldrucke, die in Bauernstuben hingen.

Er war für sie der Böse an sich. Er war in ihren Augen der Urheber all der trüben Dinge, die ihr an der neuen Weltordnung so unheimlich waren und zahllosen Menschenkindern Lebensjahre zerstört hatten. Grämte sich ihr Mann, runzelte die Stirn und seufzte, so flüsterte Katharina: „Verflucht sei der Gerechte!“

Ja, immer war er schuld. Denn er verleitete ihren Mann zur Sünde, zur Gottlosigkeit, zum Blutvergießen.

Sie hatten einen Sohn, Spero. Sie sahen ihn nur selten. Er war schon achtzehn und kannte fremde Leute besser als seine Eltern. Nach den neuen Begriffen war dies für die Allgemeinheit gesünder. Und als er einmal, schwer erkrankt, im Spitale lag, stand Katharina an seinem Bett und flehte inbrünstig im Geiste: Straf' nicht ihn, sondern den Gerechten! Sie wurde erhört, teilweise. Dem Staatsoberhaupte ging es zwar nach wie vor ausgezeichnet, aber auch Spero kam sehr bald zu sich.

„Er ist stärker als der Böse“, jubelte Ka-

tharina. Man sah ihm die Stärke nicht an. Er war zart gebaut, still, melancholisch. Man nannte ihn bescheiden, weil er mit seinem hochgestellten Vater nicht prahlte. Der Grund war der, daß er nichts für hohe Stellungen übrig hatte, hingegen um so mehr für solche Theaterfiguren wie Cid oder Hamlet.

Die Mutter hörte ihn Verse sprechen, als sie ihn gegen Abend besuchte. Laut, allein im Zimmer. Sie trat ein und er hielt sofort inne.

„Aber, Spero, es war doch so schön! Weiter! Ich bitte dich, warum deklamierst du nicht weiter?"

„Ich bin eben fertig."

„Schade! Du sprichst wie ein großer Schauspieler."

„Ich lerne erst."

„Du hast ein wunderbares Talent. Welche Freude muß es dir machen!"

„Ja."

„Deinem Vater macht das Sprechen keine Freude. Merkwürdig, von wem hast du's nur, mein Lieber?"

Aber sie fühlte deutlich, daß sie ihn störte, lächelte beklommen . . . Versuchte noch einmal: „Möchtest du nicht vielleicht doch . . . Daß ich dich einmal wenigstens höre . . . Bloß einige Verse . . ."

„Verzeih', Mutter. Ich kann nicht. Wenn jemand zuhört, klingt meine Stimme falsch, fremd, häßlich . . ."

Da gab sie's auf. Als sie sich jedoch entfernt hatte, schaute Spero mehrmals unruhig auf die Uhr, dann zum Fenster hinaus — —

„Endlich!" rief er nach einer Weile.

Und eine andere Frau trat ein. Viel jünger und schöner als Katharina. Es war seine Geliebte, störte ihn also nicht im geringsten. Ja, ihr las er mehrere Druckseiten vor und ihre Anwesenheit beeinträchtigte keineswegs den Wohllaut seines Organs.

Allerdings war es eine Künstlerin. Die hervorragende Schauspielerin Gema.

12.

Sie war nie boshaft, wenn sie unten im dunklen Parkett saß und fremden Proben zuschaute. Sie fand die Leistungen der Schauspieler, die eben beschäftigt waren, stets ausgezeichnet. Und sie sagte es auf eine Art, die die Selbstgefühle der Nichtmitwirkenden auf das Zarteste schonte. Ja, sie war feinfühlig oder vorsichtig.

Und sie war hübsch; hatte einen ganz natürlich blühenden, rosa Teint und einen kindlichen Mund, der freigebig lächelte. Dabei erregte sie keine Eifersucht. Wie jene weibliche Gattung, die Geschlechtsgenossinnen „lieb" nennen und eigentlich — verachten.

Sie wurde von niemandem verachtet, ja

von manchen gefürchtet. Der und jener meinte, sie wäre weniger harmlos als sie aussah.

Wußte man, wenigstens im Theater, von ihren Beziehungen zum Gerechten? Man sprach davon heimlich wie von etwas Gewissem. Und glaubte es eigentlich nicht. Man wiederholte es bloß wie eine etwas abstrakte Wahrheit. Hatte jemand den Mut, sie selbst darüber zu fragen, so lachte sie unbefangen wie über ein Märchen. Und der Jemand lachte mit; als hätte er vorhin bloß gescherzt. Nein, das war zu unwahrscheinlich. Es gehörte zu den Dingen, die man nicht feststellte und nicht feststellen konnte.

Eine Sage war's, gut. Sagen nimmt man nicht wörtlich, aber sie wirken irgendwie, ähneln einer Kraft. In jener unglaublichen Zeit hatte die Skepsis keinen rechten Mut. Nichts war ausgeschlossen. Der Frechste getraute sich nicht hinauszurufen: Es gibt weder Gott noch Teufel. Morgen konnte Gott die Sintflut wiederholen oder der Teufel alles Land in eine Hölle wandeln. Denn eines war schon seit Jahren für alle ungemein wirklich: Das große Unglück.

So wollte sich's niemand mit Gema verderben. Niemand überging sie, der etwas erreichen wollte und besondere Hilfe dazu brauchte. Man bat sie um Protektion.

„Sie haben so viele Verbindungen", deutete man so unbestimmt, allgemein an.

Und sie erwiderte selten — trotz ihrer Bescheidenheit — sie hätte keine.

„Ich will sehen," sagte sie freundlich, „vielleicht find' ich tatsächlich jemand —"

Oh, sie fand ihn immer. Sie wandte sich an viele. Einmal an Große, aber öfter auch an jene Kleinen, die zuweilen so groß sind. Und keiner schlug ihr etwas ab. Mit Rücksicht auf die Sage — Und nur an den Gerechten wandte sie sich niemals.

Sie mochte ihm wirklich ihren Einfluß verdanken. Jedenfalls wußte er selbst nichts davon. Es war klug von ihr, daß sie ihn auch für sich nie um etwas bat. Der Gerechte war selbst zu eigennützig, um diesen Fehler anderen zu verzeihen.

Aber einmal meldete sie sich bei ihrem eigenen Direktor an und erklärte, sie käme mit einem Anliegen.

„Sie können von mir alles haben," sagte dieser, „nur ja keinen Urlaub."

„Ich weiß."

„Denn Sie sind unentbehrlich. Ohne Sie müßten wir das Theater schließen."

„Zu nett von Ihnen, das zu sagen. Es handelt sich um etwas anderes. Um ein junges Talent."

„Ausgezeichnet."

„Würden Sie einen sehr begabten achtzehnjährigen Schauspieler engagieren?"

„Sofort", versprach der Direktor leichtsinnig. „Wer ist's?"

„Sein Name ist Ihnen sicherlich ganz unbekannt. Er hat noch nie öffentlich gespielt. Er heißt Spero —“

„Mit Recht, wenn er bloß eine Hoffnung ist. Immerhin, ich will ihn empfangen.“

„Gleich?“

„Ah so, er wartet schon —“

Der Direktor ließ Spero eintreten. Er erschrak beinahe, als er ihn erblickte. So geeignet war der Adept, was sein Äußeres betraf. Er war geradezu verdächtig schön und der Direktor warf einen raschen, halbfragenden Blick auf Gema, die mit ihren Augen die Antwort gab: Nein. Ich bin nicht so. Ich bin übrigens schon anderweitig gebunden, wie Sie wohl gehört haben.

„Gut,“ sagte der Direktor zu dem Jüngling, „tragen Sie mir etwas vor.“

Spero begann etwas aus „Hamlet“ und schon beim fünften Verse blieb er stecken. Er hatte eine seltsam schöne Stimme, doch schien er halb ohnmächtig vor entsetzlicher Verwirrung. Erfolglos soufflierte Gema. Sie sagte: „Fasse dich, Spero!“

Sie duzen einander, dachte der Direktor.

„Spero, fürchte dich nicht!“ beschwor Gema den Jüngling. Und zum Direktor: „Wenn Sie wüßten, wie herrlich er gerade diese Stelle spricht, vor mir allein. Nur jetzt kann er's nicht, weil Sie dabei sind.“

Der Direktor lachte: „Abends im Theater werden viele dabei sein.“

„Er wird sich schon daran gewöhnen“, meinte Gema.

„Lesen Sie aus dem Buche“, schlug der Direktor vor.

Und Spero las einige Seiten.

„Seine Stimme hat eine eigenartige Färbung“, bemerkte der Direktor.

„Nicht wahr?“ freute sich Gema. „Und das kommt vom Mond.“

„Vom — —?“

„Mond.“

„Gema!“ ärgerte sich Spero, „ich habe dich so oft gebeten . . . Das geht doch andere nichts an.“

Der Theaterleiter betrachtete die beiden unverschämt. Er erkundigte sich: „Sind die Herrschaften etwa miteinander — verwandt?“

Gema senkte den Kopf. „Nein“, sagte sie leise. Es klang beinahe wie ein Geständnis.

Nach einer Pause erklärte der Direktor: „Nun, junger Mann, wenn irgend ein Theater auf ihre originelle Mondstimme Anspruch hat, so ist es natürlich nur das unsrige, das staatliche. Aber — Sie spüren doch selbst . . . ein Schauspieler mit Ihren Hemmungen . . . nein, das geht nicht. Nehmen Sie vorläufig elektrische Bäder, konsultieren Sie einen Spezialisten . . . Und vor Beginn der nächsten Spielzeit kommen Sie unbedingt wieder . . . Wir werden sehen.“

Sie gingen.

„Das hättest du mir ersparen können“,

brach Spero aus. „Es war eine Demütigung, sonst nichts."

„Wieso?" wunderte sich Gema. „Er sagte doch . . ."

„Er sagte: ‚Wir werden sehen.' Pfui Teufel! Wie durfte er sich unterstehen, mir . . . mir so etwas . . ."

Sie zankten sich auf dem langen Wege zur Villa der Schauspielerin recht ausgiebig und leidenschaftlich. Wie eben zwei junge Liebesleute. Spero war auch tatsächlich recht jung. Gemas Alter hingegen war ein Geheimnis.

Er durfte sie übrigens wie immer nur bis an die Hausschwelle begleiten. Sie besuchte ihn oft; er hatte ihr Heim noch nie im Leben betreten. Gemas Vormund war das Hindernis.

Spero war schon daran gewöhnt, daß dieser alte Mann — er hatte ihn noch niemals gesehen — ihm den Frühling seines Lebens vergällte. Aber in diesem Augenblicke machte ihn dies ganz besonders zornig. Alles schien ihm plötzlich hoffnungslos. Ja, auf einmal zeigte er sogar, was den Vormund betraf, so etwas wie Mißtrauen.

„Ich möchte ihm doch einmal begegnen!" äußerte er. „Ich möchte mich doch einmal mit eigenen Augen überzeugen, ob dieser Mensch, der dich tyrannisiert, wirklich graues Haar hat und dem Grabe nahe ist."

„Er tyrannisiert mich gar nicht", stellte Gema fest, sowohl aus Gerechtigkeitsliebe wie auch aus etwas Liebe zum Gerechten.

Und dann log sie ruhig, geübt, heiter: „Aber er könnte dein Großvater sein. Darum warte geduldig. Es lohnt sich. Du hast Zeit. Du wirst alles überdauern, was dir jetzt ein bißchen im Wege steht."

„Was hindert mich, dich sofort zu heiraten?" ereiferte sich Spero. „Nach den heutigen Gesetzen brauch' ich nicht die Zustimmung des Vormunds."

„Aber die meine auf jeden Fall," sagte die Schauspielerin ruhig, „und ich will noch nicht. Jetzt hast du dich künstlerisch zu entwickeln und nicht Ehemann zu sein. Das kommt später. Spero, nun geh und lerne! Es ist schon ganz finster."

Ja, Spero begann sein Studium spät am Abend. Und er lernte immer im Freien. Suchte einsame Orte auf. Er sprach seine Verse auf verlassenen, weißen Landstraßen. Auf weiten Wiesen, die in der Dunkelheit oder im Mondenlicht wie das Meer wirkten. Und dabei entdeckte er den wunderbaren Einfluß solcher träumerischen Orte auf seine Kunst. Vor allem auf seine Stimme. In einer Umgebung, die durch nichts an Menschen erinnerte, wurde diese so merkwürdig, erhielt jenen eigenen Ton, von dem Gema sagte, er käme „vom Mond".

An diesem Abend verirrte er sich in eine besonders entlegene Gegend. Denn anfangs wütete noch der Sturm in seinem Innern und er konnte nicht arbeiten, sondern nur blind vor sich hinlaufen.

Als sich seine Erregung ein wenig gelegt hatte, fand er sich in einem unbekannten Walde. Hier ist nicht die richtige Akustik, meinte er und ging weiter. Eigentlich lief er wohl im Kreise herum. Die Landschaft hatte ein fremdes Antlitz. Und Zeit war vergangen. Als Spero auf die Uhr schaute, war es längst elf geworden. Der Mond war diesmal abwesend, aber es schimmerte doch alles weißlich und die Umrisse der Dinge waren deutlich wahrnehmbar. Spero sah sich um.

Eine Art Waldwiese mit großen Steinen oder Baumstümpfen.

Um sich zu hören, fragte Spero laut: „Was ist das Weiße dort rückwärts?“ Nein, es war noch nicht das Richtige. Es klang noch matt, wie mit Tau oder Reif belegt. Dies kam von den ärgerlichen Dingen, die er noch immer nicht ganz vergessen hatte. Er wiederholte: „Was ist das Weiße dort...?“ Er sprach lauter, seine ungehorsame Stimme gleichsam ermahnend: „Mach' dich frei! Hörst du nicht? Wasche dich rein vom Schmutze der Wirklichkeit! Entfalte deine Schwingen und fliege in die Welt hinaus! Was ist dort rückwärts? Was ist das Weiße dort rückwärts?“

Da antwortete ihm jemand: „Die Friedhofmauer.“

Spero zuckte zusammen. Eine Gestalt stand vor ihm. Eine Dame. Sie schien selbst erschrocken.

„Aber wer sind Sie?“ fragte sie.

Und es kamen noch andere herzu. Von verschiedenen Baumstümpfen erhoben sich Menschen und kamen näher. Sie umringten Spero von allen Seiten und überschütteten ihn mit leisen, aber aufgeregten Worten: „Wer sind Sie?“ — „Hören Sie gleich auf zu schreien!“ — „Sie — Spion!“ — „Was suchen Sie hier?“ — „Machen Sie Lärm, um uns zu verraten?!“ — „Packt ihn!!“ — „Führt ihn sofort in die Grotte!“ — „Fesselt ihm zuerst die Hände und Füße!“

Ja, Spero war der erste Fremde, der auf der Waldwiese verhaftet wurde. Von der eben organisierten Grottenpolizei. Diese bestand ausschließlich aus minderjährigen Damen und Herren — wieder jenen, die Gesang und Wassersport liebten — und übertrieb daher ihren Diensteifer. Die Jugend spielt immer ein wenig Komödie, wenn sie etwas Ernstes zu vollbringen hat. Die Fesseln waren eigentlich nicht durchaus notwendig. Und weniger Menschen hätten auch genügt, um Spero gefangen zu nehmen. Er war gar nicht so außerordentlich stark und gefährlich.

Der Lord, der einige Minuten zuvor heimgekommen war, hörte die Berichte der aufgeregten Polizei lächelnd an, betrachtete Spero einige Sekunden und sagte: „Danke. Nun will i c h den Häftling verhören. Meine Herrschaften, Sie können sich entfernen.“

Da die jungen Leute etwas enttäuscht schie-

nen, fügte er hinzu: „Sie können vor der Türe Wache halten."

Dies tröstete die gute Polizei wieder ein wenig.

„Nehmen Sie Platz", sagte der Lord freundlich zu Spero.

Dieser begann endlich zu sprechen: „Das ist ein Mißverständnis. Man glaubt, ich sei ein Spion. Was für ein Spion? Ich begreife gar nichts. Ich bin zum ersten Male hier. Ich bin ganz zufällig . . ."

„Ich weiß", beruhigte ihn der Lord gütig.

„Den Ort hab' ich noch nie im Leben gesehen. Es ist mir ganz unklar, was das ist. Ich schwör' es Ihnen. Wenn Sie Räuber sind . . ."

„O nein", versicherte sanft der Lord.

„. . . so geht mich das nichts an. Ich interessiere mich gar nicht für fremde Angelegenheiten. Ich bin bloß gewohnt in der Nacht Rollen zu studieren. An einsamen Orten."

Der Lord schien geradezu entzückt: „Oh, da werden Sie sich bei uns wohl fühlen. Sie finden hier viele Künstler, Kollegen. Wenn wir uns ausgesprochen haben, möchte ich Sie gerne mit einigen bekannt machen. Und jetzt . . ."

„Jetzt möcht' ich nach Hause", erklärte Spero energisch.

Der Lord schien erstaunt: „Wieso? Von nun an sind Sie ja hier zu Hause."

Spero erbleichte. „Ich wiederhole Ihnen, ich bin unschuldig.“

„Das ist klar,“ sagte der Lord, „aber das tut nichts zur Sache. Wer einmal zu uns gekommen ist, auf dessen Gesellschaft können wir nie mehr verzichten.“

„Nie mehr?!“ schrie Spero.

„Was liegt Ihnen daran?“ fragte der Lord. „Warum sträuben Sie sich dagegen, in dieser malerischen Grotte zu wohnen? Ist es etwa die Trennung vom Theater, die Ihnen diesen Gedanken verleidet? Wo sind Sie denn engagiert?“

„Eigentlich noch nirgends, aber . . .“

„Also, also, sehen Sie, da versäumen Sie ja nichts. Sie sind jung. Überlegen Sie sich die Sache noch einmal gründlich. Hier finden Sie dazu die Zeit. Wer weiß, ob Sie fürs Theater passen. Sind Sie nicht zu mimosenhaft für diese brutale Kunst? Sie gehören zu uns —“

„Aber ich bin nicht frei. Ich habe jemand, der mir teuer ist.“

So schön, dachte der Lord, wieder einer. Und er fragte, etwas ironisch: „Es ist wohl Ihre Mutter?“

„Ja“, erwiderte Spero und wurde purpurrot.

Der Lord schwieg eine Weile und fragte dann: „Wie haben Sie sich auf die Wiese verirrt? Machten Sie einen Spaziergang durch den Gemeindewald?“

Spero überlegte. „Ja . . . Ich weiß nicht

recht. Ich war mit anderem beschäftigt. Gegen neun Uhr, nachdem ich jemand bis zu einer Villa begleitet . . .“

„Eine Frau?“

Spero zögerte. Er log: „Einen Mann.“

„So? Dann war's der Gerechte.“

„Warum vermuten Sie das?“ fragte Spero erstaunt.

„Das ist ganz einfach“, sagte der Lord. „Denn in dieser Gegend gibt's nur eine Villa. Die der Schauspielerin Gema. Und diese Dame besucht nur ein Mensch, der Gerechte.“

„Was?!“

„Ja, er ist ihr Geliebter“, sagte der Lord. Fast gleichzeitig sprang er auf. Um Spero, der wankte, zu stützen.

13.

Nach dem Kalender war es noch Sommer. Aber es nieselte kühl, herbstlich, temperamentlos.

Der Gerechte ging tiefverstimmt, mit aufgespanntem Regenschirm von Gema nach Hause. Nicht den gewohnten Weg, die Friedhofsmauer entlang, wo er vor etlichen Wochen dem Spion begegnet war. Trotzdem mußte er an jene Begegnung und auch an manches andere Peinliche unausgesetzt denken. Vor allem an einen Schmerz in der Magengegend, der ihn seit geraumer Zeit nicht

sehr heftig, aber beharrlich plagte. Er sagte sich, wie schon öfter, daß er keinen Arzt zu Rate ziehen wolle. Denn mit Ärzten und Krankheiten wünschte er am wenigsten jetzt zu schaffen zu haben, jetzt, da ohnehin so viel Wichtiges und Aufregendes geschah. Bisher war er immer kampflustig und zuversichtlich gewesen. Als Führer der „Feinde der Reichen" mußte er's immer sein, Tag und Nacht, jede Sekunde. Sonst hätte er sich längst den Hals gebrochen. Und nun meldeten sich, gerade im unpassendsten Augenblicke, körperliche Beschwerden, Übelkeiten — der Magen.

Das ist gleichsam die Ursache der anderen Übel. Darum der Herbst, das elende Wetter, die niederträchtigen Nachrichten von den Kriegsschauplätzen. Auch der Spion, dessen sich der Kanzler bedient . . . Ja, so ist der Stumme. Er bedient sich aus Haß eines Spions. Er weiß schon von Gema.

Und wie sonderbar war diesen Abend Gema gewesen. Sie, die gute, aufmerksame, warme — sie hatte ihn zerstreut empfangen und war bis zum Schlusse so geblieben. Eine ganz besondere, weibliche, vielleicht physiologische Zerstreutheit, hinter der sich alles Mögliche verbergen kann: eine ernste Sorge oder ein kleines Frauenleiden. Aber es sieht feindselig aus; man fühlt sich beleidigt, wittert einen fremden Einfluß, irgend ein fragwürdiges Geheimnis.

Sie antwortet, wenn man sie fragt, doch vorwiegend wieder mit Fragen.

„Fehlt dir etwas?"

„Mir?"

Sie scheint geradezu empört: „Was sollte mir denn fehlen?"

„Nun, du . . . siehst so merkwürdig aus."

„Ich? Wie seh' ich aus?"

Der Gerechte verliert die Geduld. „Teufel, so schau in den Spiegel!"

Sie tut's, schnell, wie erschreckt. „Weil ich etwas blaß bin?"

„Auch das. Überhaupt . . . Vor allem die Augen. So gläsern oder ... Dein Blick ist so — stumpf."

„Stumpf?"

Er springt schon in die Höhe. „Zum Kuckuck, auf den Ausdruck kommt's ja nicht an."

Nun merkt sie, wie aufgeregt er ist, und sie spricht von unerträglichen Kopfschmerzen, die sie tagsüber hatte. Doch ist auch das keine Antwort. Was sind Kopfschmerzen für Frauen? Eine beliebte Redensart oder eine spanische Wand.

Sie hat geweint, das ist's. Ihre Augen sind rot. Die Kopfschmerzen sind kein Grund, sondern vielleicht eine Folge.

„Hast du etwa eine schlechte Nachricht erhalten?" Nun gerät sie in einen panikartigen Zustand. „Ich? Von wem? Was vermutest du? Kenn' ich denn jemand außer dir?"

Da streckt er die Waffen. Sie ist unzugänglich, abgesperrt, umschanzt.

Er spricht von seinem Magen.

Und nun sollte sie Fragen stellen, fragt jedoch nicht. Bemerkt bloß: „Du Armer!" Und sieht zum Fenster hinaus. Zeigt keine Spur von ihrem gewöhnlichen Mitleid. Denn sie ist besessen. Das ist's. Besessen von irgend einem Dämon, der sich auf die Frauenpraxis beschränkt.

Und nun geht der Gerechte nach Hause, in der Finsternis und im Regen, durch nichts getröstet, durch nichts gestärkt. Sein körperlicher Schmerz ist wie eine Angst, die sich immer steigert.

Widerfährt mir jetzt etwas, denkt er, so bin ich verloren. Denn in dieser Gegend schläft wohl seit Stunden alles. Das Armeleuteviertel. Sämtliche Fenster sind schon verhängt und schwarz. Ein Gedanke, über den sich der Magen freut. Die Gemeinheit selbst ist der Magen. Er exzediert sofort, wenn man sich fürchtet.

Ich falle in Ohnmacht, spürt der Gerechte. Denn sein Leib wird schwach, kühl, unaussprechlich träge. Er lehnt sich an eine Straßenlaterne und wartet geduldig auf das Schwinden seines Bewußtseins.

Da hört er angenehm dumme und warme Drehorgelmusik. Sie dringt aus der halboffenen Tür eines Ladens oder einer kleinen Schenke auf die Gasse. Und nach einigen

Sekunden kommen aus dieser Türe zwei Personen, ein älterer Mann mit umgebundener Schürze und eine Frau, zum Vorschein. Die Frau ist bunt, aber billig gekleidet wie die Dirnen in der Vorstadt. Man hört ihr Lachen.

„Ja, Kara," sagt der Mann mit der Schürze, „du freust dich, weil du mich beraubt hast."

„Kaninchen sind selten", verteidigt sich Kara.

„Aber du hast sie von deinem Kommissär umsonst bekommen."

„Das geht dich nichts an. Kaninchen sind Kaninchen."

Schließlich scheiden sie doch als Freunde. Kara, von dem guten Geschäfte befriedigt, geht ihres Weges und singt. Bei der Laterne stutzt sie, bleibt stehen. Sogleich erkennt sie den Gerechten. An der Ähnlichkeit mit ihrem Kommissär, auf die sie so stolz ist.

„Sind Euer Gnaden krank?" fragt sie flüsternd, als spräche sie in der Kirche.

„Ja", haucht er, blickt sie wie ein Sterbender an.

„Darf ich den Wirt rufen? Aus diesem Wirtshaus den Wirt?"

„Nein", sagt er leise. Er umklammert weiter die Laterne. Ja, er macht sich noch etwas schwächer, jetzt, da er einen besorgten Frauenblick auf sich gerichtet fühlt.

Sie schlägt schüchtern vor: „Wenn Euer Gnaden der Rote Vogel nicht zu gering

ist . . . Dort könnten wir Euer Gnaden auf eine Bank legen?"

Nein, der Rote Vogel ist ihm in seiner Not nicht zu gering. Aber er kann sich allein kaum von der Stelle rühren. So reicht ihm Kara ihren starken Arm, der mit grünem Atlas bekleidet ist. Sie duftet wie geputzte Dienstmägde am Sonntag. Aber sie dampft vor Eifer und Mitgefühl.

„Ein abgesondertes Zimmer", sagt er unterwegs.

„Natürlich", antwortet sie. Was abgesonderte Zimmer und ähnlichen Komfort betrifft, kennt sie sich aus. Sie weiß überhaupt, wie hohe Persönlichkeiten zu behandeln sind.

Kara tuschelt mit dem Wirt, tut ungeheuer geheimnisvoll, ernst und wichtig. Und nach einer Weile befindet man sich in Sicherheit, fern von aller Welt, in einer Stube für sich.

Der Gerechte leert ein Gläschen Kognak und fühlt sich für den Augenblick besser. Nein, vorläufig hat er nicht das Bedürfnis auf einer Bank zu liegen.

„Nehmen Sie Platz", fordert er das Mädchen auf, das respektvoll stehen geblieben war.

Kara gehorcht zögernd, traut sich kaum an die Wirklichkeit des Augenblicks zu glauben.

Hier sitz' ich, denkt sie, und neben mir sitzt der — Gerechte.

„Du heißest Kara?"

„Ja, Euer Gnaden zu dienen." Und dann: „Bitte vielmals zu entschuldigen, aber Euer Gnaden sind meinem Kommissär ähnlich, wenn ich so sagen darf, meinem Bräutigam."

„Du hast einen Kommissär?"

„Zu dienen. Und weil mich der Wirt gefragt hat, wer Euer Gnaden wären, so sagt' ich: mein Kommissär. Bloß wegen der Diskretion, wenn ich so sagen darf. Wegen des unliebsamen Aufsehens. Euer Gnaden verstehen —"

„Ja, ich verstehe", sagte er und sah das kluge Mädchen bewundernd an.

Man ist ferne von der Welt, hört sie aber dennoch. Die Drehorgel spielt einen Walzer, süß und gefühlvoll, wie Jahrmarktbonbons mit Liebesversen.

Jetzt bin ich an meinem Platze, denkt seine Gnaden, in der Atmosphäre des Volkes.

„Öffne die Türe", trägt er dem Mädchen auf.

Und sie sehen im Nebenzimmer ein seltsames Paar zur Werkelmusik tanzen. Sie klein, verwachsen, mit rosa Bändern im dunklen Haare, mit halbgeschlossenen Augen, fast unanständig hingebungsvoll in den Armen ihres Tänzers ruhend. Und er, ein Soldat, groß und breitschulterig, vollführt seine Aufgabe mit einer bitterernsten, feierlichen Kraft. Sie drehen sich langsam, ausdauernd, gewissenhaft.

Kara lächelt und schielt verlegen, als

schämte sie sich für die Tanzenden vor dem Gerechten.

„Das ist bloß Mücke," bemerkt sie wie entschuldigend, „Türhüter in einem Ministerium."

Der Gerechte nickt. Aber leider fühlt er sich wieder nicht wohl. Wie er auf das tanzende Paar blickt, ist ihm, als mache er die kreisende Bewegung selbst mit. Und auch die anderen Wahrnehmungen schmerzen ihn durch eine Art Verschwommenheit, Halbwirklichkeit.

Kara hat noch immer ihr verschämtes Lächeln; sie zeigt spitze, winzige Zähne. Der Duft, den sie verbreitet, ist zu stark. Was ist es? Seife, Schminke oder eine Salbe?

Es wird ihm übel. „Laß mich allein!"

Sie springt erschreckt auf. „Soll ich die Türe schließen? Oder Euer Gnaden noch Kognak bringen?"

„Nichts, nichts", sagt er nervös.

Kara geht mit übertriebener Behutsamkeit, auf den Zehen ins Nebenzimmer. Die Tänzer halten inne, sie spricht mit ihnen leise. Die Drehorgel verstummt.

Der Gerechte liegt auf der Bank. Er sieht durch die Türöffnung den ernsten Mücke, der seine „Dame" formlos entläßt und sich an einen Ecktisch begibt, an dem zwei andere Soldaten sitzen. Von diesen ist der eine kahl und verwelkt, der andere schwarz, lebhaft, jung.

Der Junge ist berauscht, aber höchst unzufrieden. „Hunger hab' ich“, erklärt er heftig. „Die Drehorgel und euer bißchen Wein und die ganze Kneipe — ich brauch's nicht. Davon werd' ich nicht satt. Spendiert mir lieber ein Essen!“

Die anderen lachen: „Sonst nichts? Essen? Mein Lieber, das ist zu teuer.“

Mücke sagt: „Kara hat dem Wirte Kaninchen verkauft. Aber wer kann sich das leisten? Nur die Kommissäre. Selbst Kraut kostet zuviel.“

Der junge Soldat schlägt auf den Tisch. Er spricht mit einer hohen Stimme wie ein zorniges Kind: „Kein Kraut! Ich will kein Kraut! Brot will ich! Schwarz, wie sich's gehört, ordentlich. Meinethalben eine Brotrinde. Warum kommen wir her und lassen uns zum Narren halten? Wozu wird hier Musik gemacht, frag' ich? Für Hungrige?! Nachher hat man doch das Elend ohne Musik. Gott verdamm' mich! Gott verdamm' mich!“

Der kahle Soldat bemerkte darauf: „So ist's. Die ganze Welt ist verdammt. Sturm hat recht. Hier sitzen, sich vorspielen lassen, die Huren angucken, alles Selbstbetrug. So ist's. Wir werden doch verfaulen.“

Sturm schrie: „Was ist das?! Darf das sein, frag' ich?! Alle wollen Brot! Warum bekommen sie's nicht? Warum haben alle Hunger? Wo ist die Ordnung, frag' ich?“

„Sie ist zerrissen“, antwortete der Kahle.

Der junge Soldat lärmte weiter: „Das Gesetz, wo ist das Gesetz?! Warum hungern die Kommissäre nicht mit? Warum fahren die Minister in Herrschaftswagen und Automobilen? Und der Gerechte, wie, ist er gerecht?! Was ist mit seinem Versprechen, das Volk glücklich zu machen?! Ich bin das Volk, ja, wir alle sind das Volk! Wo ist unser Glück?"

„Zerrissen!" wiederholte der Kahle.

Mücke sagte: „Sie nennen sich Feinde der Reichen. Gut, das wissen wir schon, davon haben wir noch immer nichts. Aber gebt uns das, was ihr den Reichen genommen habt. Freunde der Armen?"

Sturm war aufgestanden. „Das war gut!" sagte er bleich, bebend, betrunken. „Das werd' ich ihnen sagen. Schweinehunde, werd' ich ihnen sagen, warum seid ihr nicht ‚Freunde der Armen'?"

Mücke lachte: „Du wirst's ihnen sagen?"

Sturm schlug wieder auf den Tisch. „Ja, ja! Ich tu's. Denn meine heilige Geduld ist erschöpft. In diesem Augenblick. Ja, so wie ihr mich da seht, meine Brüder und Genossen, ich bin zu allem bereit. Ich bin schon ganz gleichgiltig gegen Leiden, Kerker und Tod. Ich bin ein wildes Tier."

Der Gerechte lag schon längst nicht mehr auf der Bank. Seine Übelkeiten waren plötzlich verschwunden. So sehr interessierte ihn das Gespräch der Soldaten.

„Du bist kein wildes Tier," meinte Mücke,

„sondern ein Esel, ganz einfach. Achte darauf, was du sprichst, daß du es nicht später bereust, wenn du wieder nüchtern wirst.“

„Ich will nie mehr im Leben nüchtern sein!“ wütete Sturm. „Und sollte ich mich zugrunde richten, ich werde . . .“

Der Kahle unterbrach ihn. „So ist's. Du wirst dich zugrunde richten. Denn du vergißt, daß im kleinen Zimmer der Kommissär Karas sitzt. Er kann jedes Wort hören, das du sprichst.“

„Soll er! Soll er! Glaubt ihr, daß ich mich vor dem Affen fürchte?! Ich geh' zu ihm und wiederhol' ihm alles ins Gesicht.“

„Sturm?!?“ suchten ihn die Kameraden zurückzuhalten.

Aber er war schon in der Türe zum kleinen Zimmer.

14.

Wie betäubt stand er vor dem Gerechten. Wie durch den eigenen Mut verblüfft, schaute er auf den gutgekleideten Herrn mit Spitzbärtchen und Zwicker. Endlich stieß er hervor:

„Ihnen geht's gut, Sie . . .“

„Ah, meinen Sie?“ lächelte zuvorkommend der Herr.

„Ich weiß, wer Sie sind.“

„So?“

„Sie sind der Kommissär . . .“

„Nun, es liegt nichts am Titel.“

„Oder eigentlich Kommissär-Stellvertreter. Derselbe, mit dem das Mensch geht, Kara nämlich. Sie sind jetzt Bauinspektor. Alles weiß ich. Sie sind beim Bau des Regierungspalastes.“

Dies alles sagte er in einem Ton, als handelte es sich um lauter Verbrechen, die er dem andern vorwarf. Dieser wiederum nickte und lächelte so zuvorkommend, als wären es lauter Komplimente, die er dankend entgegennahm.

„Aber warum setzen Sie sich nicht, mein Freund?“ bat der Gerechte liebenswürdig.

„Freund?!“ wiederholte der Soldat. Und erbleichte noch mehr, weil er nun die Hauptsache zu sagen hatte. „Das ist's eben. Das ist der . . . Betrug. Ihr nennt euch Feinde der Reichen, aber seid ihr Feinde . . . das heißt Freunde . . .“

Er verwirrte sich, wurde wütend: „Der Schlag soll euch alle treffen, Kanaillen! Mistviecher! Der Bau des Regierungspalastes, bei dem Sie angestellt sind, kostet Millionen. Und wer bezahlt's, frag' ich? Wir, das Volk!“

„Ganz richtig.“

„Ja, ganz richtig, ganz richtig,“ kreischte höhnisch Sturm, „aber euer Palast geht uns einen Dreck an! Wir wollen keinen Palast! Wir sind hungrig! Wir wollen eine Brotrinde. Seid ihr dazu da, um . . . Seid ihr Freunde der Armen?!“

Ja, nun war's ihm endlich eingefallen: Freunde der Armen! Er sank erschöpft in den leeren Stuhl. Und seine Hand suchte mechanisch nach einem Trinkglas.

Der Gerechte schenkte ihm rasch Kognak aus seiner Flasche ein und sprach: „Wie recht Sie haben! Ja, das ist's, das ist der springende Punkt. Wir bezahlen alles. Das Volk, das heißt Sie und — Sie verzeihen — auch ich. Ja, ich, denn ich gehöre nicht minder als Sie zum Volke. Ja, ich bin auch hungrig. Oh, mein Bester, Sie haben keine Ahnung . . ."

„Ach was!" fiel der Soldat ein, „Ihnen geht's gut. Sie sind Kommissär, bekommen eine Menge Geld . . ."

„Ein kleiner Beamter und — eine Menge Geld?!" Der Herr mit dem Spitzbärtchen lächelte traurig, ja bitter. „Was bin ich? Ein Nichts. Heut' existiere ich, denn ich habe noch ein Erspartes. Aber was erwartet mich dann? Ich weiß es. Und weil ich's weiß, so sag' ich mir: hol's der Teufel! Wozu die paar lumpigen Papierchen aufbewahren, die ohnehin nichts wert sind? Ich will sie lieber gleich auf den Tisch legen und mich endlich einmal sattfressen, wie . . . wie . . ." Er riskierte die Frechheit: „. . . wie der Gerechte selbst!"

Der Soldat nickte zustimmend. Er konnte nicht umhin, diesmal. Das Wort „sattfressen" wirkte zu suggestiv.

„Ja," fuhr der Gerechte fort, „ich bin in

einer verzweifelten Stimmung wie Sie selbst. Wie recht Sie haben! Man ist zu allem bereit. Ich hab' alles gehört, was Sie vorhin sagten, alles —"

„Und Sie werden mich anzeigen?"

„Nein, ich werde Sie zu einem Kaninchenbraten einladen." Er lächelte verführerisch: „Oh, halten Sie mit, schlagen Sie's mir nicht ab, Herr Soldat . . ."

„Nun . . . Gott," stammelte Sturm und sein Mund zuckte vor Fleischgier, „weil wir, wie Sie meinen, beide — zum Volke gehören . . ."

Aber als sein erster Appetit gestillt war, sagte er mit der frühern Heftigkeit: „Übrigens haben Sie's ohnehin gestohlen."

„Was, bitte?"

„Die Kaninchen, die Kara von Ihnen bekommen und dem Roten Vogel verkauft hat."

Der andere lächelte zynisch: „Wenn schon. Das war eine Kleinigkeit. Es gibt einen, der Milliarden stiehlt . . ."

„Wer?"

„Der Stumme."

Der Soldat schwieg eine Weile. Dann bemerkte er: „Der Hauptgauner ist der Gerechte. Alle sagen's."

Aber der Herr mit dem Spitzbärtchen sah nun wieder entsetzlich aus. Sein Magen protestierte gegen das kleine Stück Fleisch, das er genossen hatte. „Der Gerechte ist krank", sagte er mit leidender Stimme.

„So?"

„Er hat ein innerliches Geschwür. Er wird nicht mehr lange leben.“ Das war geradezu aufrichtig. Er fühlte sich, als er das sagte, äußerst schlecht, körperlich gänzlich entkräftet. Aber dann trank er wieder ein Gläschen. Und nachher sagte er fest, energisch: „Der Stumme ist's. Er ist der Henker des Volkes. Er allein.“

„Das hätt' ich nie gedacht“, bekannte Sturm.

Da mußte der Gerechte wieder einen seiner berühmten Vorträge halten. Darüber, wie die gute Sache durch den Stummen verschlechtert, ja zu einer furchtbaren gewandelt wurde. Der Soldat hörte mit offenem Munde zu. Und der Herr schwatzte und spuckte. Oh, der Herr fühlte nichts mehr von Übelkeiten. Er redete, war also in seinem natürlichsten Zustand.

Rasch, ja reißend floß der Strom. Wenn auch diesmal in einer entgegengesetzten Richtung. Diesmal nicht für, sondern gegen eine Säule der Feinde der Reichen.

Als er bewiesen hatte, daß der Stumme die Ursache aller Volksleiden sei, und daß nach dem Tode des Ungeheuers das ganze Land befreit aufatmen würde, da fragte der Soldat leidenschaftlich: „Ja, warum tun wir's nicht? Warum erschlagen wir den Hallunken nicht?“

„Weil wir zu vorsichtig sind,“ erwiderte der Gerechte, „zu willensschwach und zu

ängstlich. Weil wir nur immer auf den Mutigen warten, der es für uns alle täte."

„Ich!" erklärte Sturm ganz kurz und plötzlich. Dann lachte er wie verlegen. „Was ist denn dabei?" fragte er, „warum nicht ich?"

Der Gerechte gab darauf keine direkte Antwort. „Eigentlich kann es jedermann tun", sagte er und streichelte nachdenklich seinen Bart. „Wenn man's sich so recht überlegt . . . Es ist nichts. Einige Minuten Courage — dann ist alles vorüber. Das Blatt wendet sich. Jetzt sind Sie ein armer Soldat und dann —"

„Was bin ich dann?"

„Das können Sie sich jetzt nicht einmal vorstellen. Ich frage Sie nur: was war einmal unser jetziger Armeechef, der Feldmarschall? Wie Sie, ein armer Soldat!"

In diesem Augenblicke wurden sie höflichst unterbrochen, denn die Schenke mußte geschlossen werden. Aber draußen setzten sie ihr Gespräch fort. Gingen lange, Arm in Arm, wie zwei richtige Zechbrüder, auf und ab und unterhielten sich eifrig.

Die kleine Vorstadtgasse begann schon langsam die Augen zu öffnen.

„Ich kann nicht weiter", seufzte der Herr mit dem Spitzbärtchen. „Jetzt muß ich mich nach einem Wagen umsehen."

Sein Gesicht war fahl und alt vor Schmerz und Müdigkeit.

„Einen Augenblick!" hielt ihn der Soldat

zurück. „Daß ich nicht das Wichtigste vergesse. Also: um neun Uhr früh fährt er ins Amt. Nein, das paßt mir nicht. Mir wär's lieber nachmittags, wenn er zu Fuß geht."

„Auch gut", sagte der Gerechte mit müder Stimme. „Er geht um fünf Uhr essen. Erwarten Sie ihn also morgen . . . oder eigentlich heute, es ist ja schon Tag."

„Es ist schon Tag", wiederholte Sturm.

„Heut' um fünf, vor dem Tore des alten Regierungshauses!"

Da kam eine Droschke heran. Der angebliche Kommissär hielt sie an und fuhr nach seiner Wohnung. Aber zu Hause ging er noch immer nicht schlafen, sondern ließ sich zuvor jemand kommen, einen Mann, dem er höchst dringende und vertrauliche Weisungen erteilte. Sie betrafen Kara, ein Mädchen von der Küchensektion.

Der Soldat Sturm hatte vormittags in der Kaserne zu tun. Und als der Dienst vorüber war, hatte er noch immer viele freie Stunden vor sich. Zu viele. Bis fünf Uhr nachmittags war es für seine entsetzliche Ungeduld gar zu lang. So redete er sich ein, es wäre unerläßlich, für das schwere Unternehmen schon jetzt Vorbereitungen zu treffen. Es zog ihn zum alten Regierungsgebäude. Er wollte das Tor sehen, vor dem er nachmittags den Stummen erwarten würde.

Doch siehe, das Haus hatte — zwei Tore. Eine schöne Geschichte, dachte er, so nieder-

geschlagen, als sollte daran die ganze Sache scheitern. Zwei, da gibt's nichts. Das eine hier und das andere rechts, und welches ist größer? Keines, beide sind gleich.

Aber nun hatte er einen ausgezeichneten Vorwand, um noch einmal mit dem Kommissär zu sprechen. Das war ihm recht. Denn er fühlte die Sehnsucht nach jemandem, der um sein Vorhaben wußte.

Er begibt sich zum Bauplatz. Die Mittagspause ist wohl gerade um, denn das Gerüst ist mit Arbeitenden besetzt. Unten ein Ameisengewimmel von Weibern mit bloßen Köpfen, nackten Beinen. Sie schieben kleine Karren mit Kalk, tragen Ziegel und sind von unten bis oben mit bunten Flecken betupft. Manche haben kleine, zartgeformte Füße und so vornehme Gesichter wie Gräfinnen oder Herzoginnen. Und viele sind's auch wirklich — gewesen. Sie haben einen hübschen, schwebenden Gang, als schritten sie über Teppiche. Sie machen eine kaum merkliche Kopfwendung, wenn sie angeschrien werden.

„Rascher, rascher!“ peitscht sie eine etwas heisere Stimme an.

Ja, das ist er, der Kommissär. Im natürlichen Lichte sieht er etwas anders aus, weniger vornehm als gestern abends. Er ist nicht so bleich wie in jener Schenke und scheinbar — wohl nur scheinbar — größer. Auch ist jetzt sein Anzug weniger vornehm, aber das

ist begreiflich; ein besserer würde für diesen Ort nicht passen.

Jawohl, hier ist er bloß Aufseher, sonst nichts. Und da er eben im Staatsdienste fungiert, blickt er auf den Soldaten so, als sei dieser Luft.

Sturm salutiert, doch jener nickt kaum mit dem Kopfe.

Warten wir, denkt Sturm, wir haben ja Zeit. Er wird mich schon im richtigen Zeitpunkt ansprechen. Und er steht geduldig da, betrachtet weiter aufmerksam die Beine der ziegeltragenden Gräfinnen und Herzoginnen.

Da findet plötzlich der Kommissär, der richtige Augenblick sei gekommen, und nähert sich dem Soldaten.

„Was machen Sie hier?“ fragt er barsch. Sturm lächelt ihn augenzwinkernd an.

„Nun?!“ fragt der Beamte ungeduldig.

„Ich komme in der bewußten Angelegenheit“, flüstert Sturm.

„Ich verstehe kein Wort!“ ärgert sich jener.

Wozu die Komödie, denkt Sturm und er sagt lauter, ohne Lächeln: „Ich muß ja fragen. Das Regierungshaus hat nämlich zwei Tore, nicht? Welches ist das richtige?“

„Ich verstehe nicht“, wiederholt der Beamte.

Da sagt der Soldat noch weniger vorsichtig und demütig: „Ich muß doch wissen, aus welchem Tor er herauskommt, nicht? Sonst entwischt er mir.“

„Wer?"

„Der Stumme!"

„Der Stumme?!"

„Natürlich! Begreifen Sie's noch immer nicht? Ich kann doch nicht gleichzeitig hier und dort auf ihn passen! Das muß blitzschnell geschehen."

Mit dem Kommissär ist etwas nicht richtig. Er glotzt wie ein Idiot. Er fragt leis und wie entsetzt: „Ja was? Was muß geschehen?"

Oh, Sturm ist zu erregt. Er zielt mit dem Zeigefinger wie an einem Revolverhahn, schnalzt mit der Zunge und wiederholt: „Das! Das!"

Der andere tritt einen Schritt zurück: „Sie wollen den Stummen erschießen?"

Der Soldat ist eben im Begriffe zu äußern, erschießen sei nach seiner Ansicht praktischer als erstechen. In derselben Sekunde scheint ihm plötzlich der Mann, der ihn anstarrt, dem Kommissär doch zu wenig ähnlich und er sagt: „Halt, warten Sie, ich glaub', ich habe Sie mit wem andern verwechselt."

Das ist leider zu spät. Es nützt ihm nichts mehr. Man führt ihn in das Inspektionshäuschen, durchsucht ihn, findet bei ihm eine geladene Waffe.

Und eine kleine Mühle bekommt wieder etwas zu mahlen.

15.

„Sie haben nicht eine Spur von persönlicher Würde. Sie brennen vor Sehnsucht nach dieser Komödiantin, obwohl Sie wissen, daß Sie nicht ihr einziger Liebhaber sind.“

„Unterstehen Sie sich nicht, weiter so unverschämt von Gema zu sprechen. Ich brenne nicht vor Sehnsucht, sondern will nur Erklärungen von ihr verlangen.“

„Davon werden Sie nichts haben.“

„Ich werde von ihr Beweise erhalten, daß Sie ein Verleumder sind.“

„Ja, in derlei Beweisen sind die Frauen ganz großartig.“

„Ich befehle Ihnen zu schweigen.“

„Und ich verbiete Ihnen zu schreien. Sie sind hier in meiner Gewalt. Wenn Sie weiterhin die Sicherheit meiner Kolonie gefährden —“

„Die Sicherheit Ihrer Kolonie ist mir gleichgiltig. Ich will meine Freiheit.“

Dies merkwürdig lebhafte Gespräch wurde zwischen zwei Männern geführt, die sonst ein sehr ruhiges und maßvolles Benehmen hatten und mit keinem Menschen zu streiten pflegten.

Wann war der Lord unhöflich gewesen? Aber sein neuester Gefangener, Spero, nötigte ihn dazu. Ein Egoist war Spero, der sein Privatunglück für das Wichtigste hielt. Er versuchte immer wieder durchzugehen und

der Lord mußte sich geradezu aufregen, ihm unangenehme Dinge sagen.

Spero hatte sich in der Grotte seltsam verändert. Von seinen früheren Eigenschaften war ihm vielleicht nur das einnehmende Äußere geblieben. Eine kochende Ungeduld und ein ungestümer Tatendrang hatten sich seiner bemächtigt. Auch war er jetzt nichts weniger als bescheiden. Nie hatte er vorher mit seinem Vater geprahlt und nun tat er's.

„Wissen Sie, wer ich bin?" sagte er zum Lord. „Mein Vater sagt nur e i n Wort und Sie sind des Todes. Zittern Sie! Und alle Ihre Freunde mögen vor dem Zorn meines Vaters zittern! Glaubt ihr, daß sein Blitzstrahl euch nicht erreicht, weil diese Höhle euch schützt? Für ihn gibt es nichts Verborgenes, er findet euch überall."

„So, nun weiß ich's, Ihr Vater ist Jupiter."

„Oh, lachen Sie nicht! Ich bin der Sohn des Stummen."

„Wirklich?"

„Ja, des Kanzlers."

„Da sieht man, was ich für eine gute Nase habe. Das bestärkt mich nur in dem Vorsatze, Sie nicht hinauszulassen. Vorläufig möchte ich Sie lebendig hier konservieren. Ob es dabei bleibt, hängt ganz von Ihrem Verhalten ab. Je mehr Scherereien Sie uns machen, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß wir Sie doch vergiften oder erdrosseln."

„Töten Sie mich nur!" rief Spero aus und

begann bitterlich zu weinen. „Was hab' ich nun vom Leben!" jammerte er, „Gema war mir alles. Und nun weiß ich, sie belog mich immer. Also hat mich alles belogen."

Ja, Spero war nicht nur selbstsüchtig, sondern auch inkonsequent. Hatte er nicht vorhin den Lord einen Verleumder genannt? Und nun schien er von der Identität des „Vormundes" mit dem Gerechten selbst überzeugt zu sein.

Der Lord bemerkte sanft: „Ihr Schmerz ist mir begreiflich. Ich bedauere nur, daß er so aggressiv ist. Leider ist das immer der Fall bei jungen Männern und sämtlichen Frauen. Seien Sie nicht blind und machen Sie nicht uns für alles verantwortlich. Ich kann nichts dafür, daß der Gerechte . . ."

Spero sprang auf und schrie: „Der Gerechte ist ein Tier, ein Ungetüm, ein Scheusal!"

„Zweifellos," gab der Lord ruhig zu, „aber als moderner Schauspieler sollten Sie imstande sein, die Wahrheit zu sagen, ohne dabei die Stimme zu erheben. Wenn wir hier alle so schrien . . ."

„Ich hass' ihn", wiederholte Spero.

Der Lord lächelte. „Ja, das ist's eben, was ich von Ihnen erwartet habe. Ich brauche möglichst viele Menschen, die ihn ebenso stark hassen würden. Dann dauert unser Elend nicht mehr lange."

„So geben Sie mich frei und ich straf' ihn gleich."

„Nein. Jetzt würden Sie nur sich selbst schaden und uns nicht im mindesten nützen. Ist erst einmal . . .“

Da erschien ein Mann und ersuchte den Lord: „Sie möchten sofort in den großen Saal kommen.“

„Was ist geschehen?“

„Etwas recht Sonderbares. Ein Fremder ist da.“

„Wieder?!“

„Jawohl, und zwar ein sehr merkwürdiger.“

„Warum sind Sie so bleich?“

Der Bote sagte: „Sie werden selbst erbleichen, wenn Sie den Fremden sehen.“

Der Lord entfernte sich rasch mit dem Boten. Spero sah sich zum ersten Mal allein. Dies beruhigte ihn ein wenig. Er schaute sich um, bemerkte gegenüber der Öffnung, durch die die Beiden eben hinausgegangen waren, noch eine zweite. Durch diese lief er hinaus.

Er gelangte nicht in die freie Luft, sondern bloß in weitere Kammern und Säle. Er begann eine lange Wanderung, um die Grotte zu erforschen und vielleicht eine Tür in die Freiheit zu finden.

Indessen betrat der Lord den großen Saal, wo inmitten der gewöhnlichen, unsagbar illustren Gesellschaft der Fremde stand. Ihn sah der Lord zuerst und das war nicht anders möglich. Denn er zeigte, was sein Gewand, ja sogar was seinen Leib betraf, höchst auffallende, unwahrscheinliche Defekte, so daß die

erste Empfindung des Eintretenden war: Das ist alles, nur kein — lebender Mensch. Gleichwohl war es ein Mensch, denn man konnte an ihm die Andeutung eines Gesichts feststellen, so etwas wie Augen, Mund, Backenknochen.

Sein Gesichtsausdruck war der eines Gentleman, der sich achtet und dabei schmerzlich langweilt. Er schien nicht nach außen, sondern in sich hinein zu schauen. Den Lord mußte er jedoch sofort erblickt haben, denn er fragte mit erhobener, aber sehr kalter, farbloser Stimme: „Sind Sie der Präsident der Kolonie?"

„Ja, sozusagen", erwiderte der Lord etwas zaghaft. Dann stellte er die Gegenfrage: „Und — woher kommen Sie?"

„Vom Friedhof."

Die illustre Gesellschaft blickte schadenfroh auf den Lord, der nun doch deutlich erblaßte. Die anderen Herrschaften waren ja an den fragwürdigen Gast schon ein wenig gewöhnt. Der Lord mußte zuerst einen kleinen innern Kampf bestehen, bevor er die gewohnte Selbstsicherheit wieder erlangte. Dann fragte er geradeheraus, beinahe anmaßlich: „Sind Sie ein Toter?"

Dies klang gar zu schlicht, fast taktlos, und der vornehme Fremde reagierte darauf nur mit einem kaum merklichen Kopfnicken. Aber selbst dieses mimische Ja wirkte auf die Anwesenden ungeheuer.

Der Gast sagte im Konversationston: „Einige

junge Herren Ihrer Kolonie wollten mich auf der Waldwiese verhaften. Aber kaum sah ich sie an, so traten sie gleich zurück —"

„Ich kann mir's denken", bemerkte der Lord trocken.

„Vermutlich errieten sie, in welcher Eigenschaft ich komme."

„Nämlich?"

„Als Gesandter. Sie sind wohl ein wenig erstaunt?"

„Ja, ich kann es nicht leugnen. Wir hörten Ihresgleichen noch niemals sprechen. Auf derlei Besuche ist man im allgemeinen nicht vorbereitet. Daß Sie von allen Lebenden gerade uns beehren . . ."

„Das erklärt sich aus einer Art Sympathie, die wir für euch empfinden. Als unmittelbare Nachbarn konnten wir euch mit Muße beobachten und allerlei Ähnlichkeiten zwischen euch und uns feststellen."

„Ähnlichkeiten?" wiederholte der Lord, nicht sehr entzückt.

„Ja," fuhr der Abgesandte fort, „wir stehen einander näher als etwa ihr den außerhalb der Grotte wohnenden lebendigen Menschen. Das müßt ihr wohl zugeben. Es trennt uns fast gar nichts."

„Nun, immerhin", stammelte der Lord, „sind wir von Fleisch und Blut."

„Ganz richtig," bemerkte der graubärtige Obersthofmeister, „das steht fest."

„Das steht fest", rief der und jener.

„Wir atmen, essen, schlafen . . .“

„Halten Sie dies alles für so außerordentlich wichtig?“ fragte der Fremde.

„Jedenfalls sind es Tatsachen.“

„Kleine Vorurteile“, meinte der Fremde. „Wir werden einander trotzdem ausgezeichnet verstehen.“

„Zweifellos“, murmelte der Lord.

Und auch einige andere Personen im Saale verneigten sich leicht, etwas verlegen.

„Ihr habt euch hierher zurückgezogen,“ sagte der Gast, „weil euch das Leben, wie es gegenwärtig dort oben ist, gar zu sehr mißfällt.“

„Das stimmt“, rief man von allen Seiten.

„Nicht wahr? Darin sind wir einer Ansicht. Wir erkennen nur eines an: die Vergangenheit.“

„Bravo!“ freuten sich die alten Leute.

Und der Tote nickte befriedigt nach rechts und links, als käme von überallher der Beifall, und sagte: „Nun denn, wir verstehen einander vollkommen. Und wir werden einander lieben, wenn wir einander noch besser kennen lernen. Darum bitten meine sämtlichen Mitbürger, euch dann und wann besuchen zu dürfen.“

„Es wird uns außerordentlich freuen“, erklärte der Lord und lächelte dabei so, als hätte er Zahnschmerzen.

„Natürlich kommen wir nicht alle gleichzeitig“, scherzte der Gast. „Dazu wäre eure Grotte denn doch etwas zu klein. Aber wir

kommen herzlich gerne, dessen seid versichert. Denn wir haben das gleiche Ideal wie ihr, verehrte Höhlenbewohner: die Ruhe."

„Ja, die Ruhe", wiederholten zustimmend mehrere Greise.

„Um dieses Ideals willen haben auch wir auf das Sonnenlicht verzichtet. Das verbindet uns mit euch, hochgeschätzte Nachbarn. Und unser ganzer Friedhof hat den Wunsch, ewig mit euch verbunden zu sein durch echte, auf Interessengleichheit beruhende, innigste Freundschaft."

Unnachahmlich war bei dieser Ansprache der groteske Gegensatz zwischen Form und Inhalt. Ungemein interessant die eisige Nüchternheit, mit der ein schadhafter Mund solche warmen Worte aussprach wie „Liebe" oder „herzlich" oder „innigste Freundschaft".

Aber viele der hochbejahrten Herrschaften hörten es gerne. Besonders die einstigen Staatsmänner. Es erinnerte sie angenehm an allerlei längst verklungene Diplomatenfeste, Monarchenzusammenkünfte, Tafeltrinksprüche. Sie lächelten scheinbar idiotisch und träumerisch; aber im richtigen Augenblick wußten sie plötzlich, wovon die Rede war.

Darauf kam's an. Sie kannten den Trick. In einem großen Phrasenmisthaufen war etwas Wichtiges versteckt, eine einzige Wendung, die einen Sinn, eine Bedeutung hatte. Und das durfte man sich — das war der Witz des Spieles — keinesfalls entgehen lassen.

Sie paßten auf, als der tote Sprecher nach vielen Liebeserklärungen der Grotte schließlich einen praktischen Vorschlag machte. Nicht mehr und nicht weniger als ein Schutz- und Trutzbündnis gegen „das Leben dort oben".

Was sollte man darauf erwidern? Ja oder Nein sagen? Das war gewiß nicht leicht. Das Angebot war verlockend, wären nur die Anbietenden nicht so unheimlich und verstorben. Man blickte erwartungsvoll auf den Lord und beneidete ihn gar nicht.

Und was sagte er? Weder Ja noch Nein. Er antwortete wieder vorwiegend mit Phrasen. Und das einzig Bemerkenswerte in sei'nem „Misthaufen" war die Erklärung, daß man ja — vorläufig — keinen Krieg mit der Oberwelt anzufangen gedächte und daher auch — vorläufig — keine Waffenfreunde brauchte.

Als sich der Tote zum Verlassen der Grotte anschickte, schien er dennoch nicht unzufrieden mit dem Ergebnis seines Besuches. Denn man hatte ihn und seine „Mitbürger" zu weiteren Besuchen ermutigt.

„Auf Wiedersehn!" rief ihm der wohlerzogene „große Saal" nach.

Und nachdem sich der Gast entfernt hatte, lächelte der Obersthofmeister noch eine gute Weile automatisch weiter.

Es wurde merklich wärmer im Saale. Man dachte: Jedenfalls ist er vorläufig fort. Das ist auch etwas.

„Aber er kommt wieder,“ sagte der Lord laut, „und mit ihm die anderen Herrschaften vom Friedhof.“

„Ja, was hätten wir tun sollen?“ rechtfertigte sich der Obersthofmeister gleichsam im Namen aller. „Man konnte ihm doch nicht weniger sagen als: Auf Wiedersehen. Es war ein Höflichkeitsakt.“

Einige nickten. Aber der Lord schwieg noch lange Zeit danach verstimmt, nachdenklich. Als wäre doch etwas Unerfreuliches geschehen. Als hätte man sich trotz allem in ein gewagtes Unternehmen leichtfertig eingelassen.

16.

Die kleine Mühle, die an einem regnerischen Montag im Spätherbst neben fünf anderen Angelegenheiten auch den Fall des Soldaten Sturm zu behandeln hatte, war in zwei recht öden, gemieteten Räumen untergebracht.

Der eine, große, war der Verhandlungssaal und der andere, ganz kleine, das Beratungszimmer für die drei Richter. Der Saal war früher eine Scheune gewesen und nun wimmelte er von Menschen. Denn die Verhandlung war öffentlich und das ganze Volk durfte grundsätzlich dabei sein, wozu jedoch leider zu wenig Platz vorhanden war.

Aber nicht einmal das ganze anwesende Publikum war sichtbar. Außer zwanzig Bank-

reihen für Namenlose gab es auch einige wenige verhängte Logen für Persönlichkeiten, die allgemein bekannt und hochgestellt waren, aber keine Lust hatten vom ganzen Parterre begafft zu werden.

Und was die drei Richter betraf, so war darunter auch eine Frau und diese führte den Vorsitz.

Sie zählte gegen fünfundzwanzig Jahre und entschied dennoch schon über Leben und Tod. Sie hatte kurzgeschnittenes dunkles Haar und ihr Gesicht war von einer seltsamen, etwas krankhaften Schönheit. Gegen elf Uhr wurde sie in eine der verhängten Logen gerufen. Sie runzelte ihre weiße Stirn ob der unverschämten Zumutung. Wurde dann aber höflich. Sie stand vor dem Gerechten.

Er lächelte freundlich, einigermaßen nervös, wie immer, wenn er es mit hübschen Frauen zu tun hatte.

„Ich beglückwünsche Sie“, begann er, indem er auf ihren Mund blickte.

„Wozu?“

„Zu Ihrer Karriere, die ich übrigens vollkommen begreife. Sie heißen?“

„Genovefa.“

„Sagen Sie . . . was kommt jetzt?“

„Ein Aristokrat . . . Ziemlich typisch und einfach . . . Dann die Witwe nach einem Bankdirektor — Vermögensverheimlichung . . .“

„Das alles interessiert mich weniger. Aber

haben Sie nicht auch den Fall Sturm? . . . Ein Soldat, der . . ."

„Ja, der käme als drittletzter an die Reihe. Sollten jedoch Euer Exzellenz es wünschen, daß . . ."

„Ja, ich möchte Sie bitten, Bürgerin Genovefa, den Soldaten sofort vorzunehmen. Sie wissen, meine Zeit ist beschränkt."

„Natürlich."

„Und ich kann Ihrer Mühle nicht mehr als eine Viertelstunde widmen. So rasch werden Sie doch mit dem verdammten Attentäter fertig? Ist nicht alles klar?"

„Vollkommen."

„Sie brauchen doch keine Zeugen einzuvernehmen?"

„N . . . nein. Eigentlich nicht. Übrigens ist die Hauptzeugin, eine gewisse Kara, ohnehin plötzlich gestorben."

„Was?! Was für ein seltsamer Zufall! Also plötzlich gestorben . . . Vermutlich an Herzschlag?"

„Ja, in der Nacht vor dem Tage, an dem Sturm verhaftet wurde. Und die anderen Zeugen, zwei Soldaten und ein Gastwirt, sind minder wichtig. Ich kann auf sie verzichten."

„Ich um so mehr", erklärte lächelnd der Gerechte. „Also fangen Sie freundlichst gleich an."

„Noch eins," rief er, als sich die junge Richterin schon empfehlen wollte, „wer sitzt in der Nebenloge links von mir?"

„Mr. Blyte."
„Der Gesandte?"
„Ja."
„Schon gut, ich danke."
Eine Stimme verkündete: „Anklage gegen den Infanteristen Sturm wegen versuchten Attentates auf den Staatskanzler."
„Schon?" sagte Mr. Blyte erstaunt zu seinem Sekretär. „Die Reihenfolge wurde aus irgend einem Grunde geändert. Es ist mir natürlich ganz recht. Meine Zeit ist beschränkt."
„Das Interesse für die Sache ist groß", stellte der Sekretär fest. „Sämtliche Logen sind besetzt."
„Wer sitzt in der Nachbarloge?"
„Auf dieser Seite — der Gerechte."
„Ah."
Die helle Stimme Genovefas ertönte. „Sie heißen?" fragte sie den Angeklagten.
Der Soldat schien die Antwort darauf besonders schwer zu finden. Er zögerte recht lange. Ja, das war die größte Pause während des ganzen so unglaublich kurzen Gerichtsvorganges.
„Das müssen Sie doch wissen", bemerkte die Richterin innerlich ungeduldig.
Nur innerlich. Es klang so ruhig. So ermutigend, fand der Soldat, der sie anblickte. Er war von ihr entzückt. Ihr Gesicht war so engelhaft und ihr Hals so weiß, daß er sich sagte: „Nun wird alles wieder gut werden. Nun wird sie aufstehen und mir eröffnen: Es

war bloß ein Spaß. Oder eigentlich ein Traum. Wir wollten Sie bloß auf die Probe stellen."

Statt dessen sprach jedoch Genovefa: „Sie sind doch der Infanterist Sturm, nicht?"

„Freilich bin ich's", erwiderte der Soldat glückstrahlend.

„Zwanzig Jahre alt, ledig, im Zivilberuf Schlosser?"

„Eben, ja, Schlosser", sagte Sturm wie befreit.

Zum zweiten Mal an diesem Tage spürte Genovefa, wie man sie mit dem Blick auf den Mund küßte. Aber sie ließ sich dadurch nicht beirren. Sie wandte nicht einmal ihr Gesicht ab.

„Man beschuldigt Sie," sagte sie langsam, „daß Sie den Herrn Staatskanzler erschießen wollten. Geben Sie's zu?"

Ja", erklärte Sturm vertrauensvoll wie im Beichtstuhl. „Ich geb's zu. Aber Sie wissen, der Herr Kommissär, der Aufseher ist beim Bau des Regierungs . . ."

„Oh, fangen Sie doch nicht wieder damit an!" unterbrach ihn die Richterin vorwurfsvoll. „Das wurde doch schon bei der Voruntersuchung widerlegt. Es ist längst erwiesen, daß der Bauinspektor das Haus zum Roten Vogel nie besucht und sohin dort mit Ihnen nicht gesprochen haben konnte. Übrigens hat er einen Alibibeweis erbracht. Den fraglichen Abend brachte er in einem Freudenhaus zu."

Wie wundervoll sie redete. Das Wort „Freudenhaus“ klang wie ein Harfenakkord, wie die Freude selbst. Darum wußte Sturm nicht, was sie redete, sondern stand bloß ergriffen da und lauschte.

„Alibi,“ wiederholte er verzückt im Geiste, „die Engelssprache!“

Überdies war sie ungeheuer gebildet. „Ja,“ fuhr sie fort, „das war bloß in Ihrer Phantasie. Vielleicht lügen Sie nicht. Aber Sie täuschen sich selbst. Ihr Zustand am Vorabend der Tat ist psychologisch vollkommen klar. Sie dachten sich's bloß. Den Roten Vogel, den Kommissär — alles. Sie besprachen bloß mit sich selbst alle Einzelheiten des Anschlags, den Sie am nächsten Morgen ausführen wollten. Das ist, für mich wenigstens, ganz klar. Und da Sie die Hauptsache, das ist den Mordversuch, eingestehen, so brauchen wir auch — nicht wahr? — keine Zeugen zu verhören?“

Sie wandte sich an ihre beiden Nachbarn zur Rechten und zur Linken und diese nickten sofort und verständigten sich mit ihr ebenso rasch und lautlos auch über das Übrige. Nein, das hohe Gericht brauchte sich nicht erst ins Beratungszimmer zurückzuziehen.

Genovefa sagte einfach: „. . . verurteilt zum Tode durch den Strang.“

Es war ungemein lieblich anzuhören.

Sie meint's anders, dachte der Soldat Sturm, sie meint's gut mit mir.

Ja, er war in sie verliebt. Aber andere brauchten davon keine Ahnung zu haben. Nur sie selbst wußte es, dies war für Sturm sicher, wenn er sie anschaute.

Sie blickte in die Akten, als man ihn abführte. Wie ein Kind tat sie es, mit herrlichem Ernst. An der Schwelle wandte sich Sturm noch einmal lächelnd um. So schön saß sie da, mit gesenktem Kopfe wie eine Rose am Abend.

Dann bekam er einen Kolbenstoß.

„Zum Tode durch den Strang", wiederholte gedankenlos, wie seufzend, Mr. Blyte und erhob sich von seinem Sitze.

„Ein Rekord", bemerkte der Sekretär, der ihm den Mantel reichte. „Die ganze Angelegenheit hat kaum zehn Minuten in Anspruch genommen."

„Werden hier nie Zeugen verhört?" fragte Mr. Blyte.

„Das ist verschieden. Das hängt von . . ."

„Warten wir ein wenig," unterbrach ihn der Gesandte, „sonst karambolieren wir im Gang mit unserm illustren Logennachbar."

Aber auch der illustre Nachbar wartete — wohl aus ähnlichen Gründen wie Mr. Blyte — in seinem Versteck. Denn als man sich endlich hinauswagte, begegnete man dennoch einander.

„Oh, Exzellenz!" riefen beide Herren sehr erfreut und gleichzeitig.

„Es wird gewiß regnen“, versicherte lebhaft der Diplomat.

„Zweifellos“, entgegnete eifrig der Staatslenker. „Es ist zu schwül, wahrhaftig!“

Der Zusammenstoß war kurz. Zwei schwarze Hüte nahmen schwungvoll voneinander Abschied.

„Ich hab' eine Vermutung“, sagte Mr. Blyte, schon im Automobil.

„Ich auch“, entgegnete der Sekretär. Im Ton war ein Lächeln. Aber ihre Gesichter blieben ernst.

„Wer weiß, wen die Zeugenaussagen kompromittiert hätten.“

„Darum war er ja gekommen.“

„Eben.“

„Überdies hat die wichtigste Zeugin ein Unglück ereilt.“ Nun lächelten sie deutlich. Bloß aus Vergnügen darüber, daß sie einander so gut verstanden.

Der Sekretär informierte den Vorgesetzten: „Genovefa soll doch zum andern Lager gehören.“

„Wer?“

„Die Richterin.“

„Lieber Gott, so etwas Reizendes hat doch hoffentlich keine politische Überzeugung.“

„Nein, aber einen Protektor.“

„Den Minister Roko?“

„Exzellenz wissen doch alles.“

„Ja, sehen Sie, das muß mir einmal jemand erzählt haben. Aber vorhin hab' ich's gleich-

sam erraten. Weil Sie vom andern Lager sprachen."

„Sie sollen einander schon als Kinder gekannt haben . . ."

„Oh, du mein! In den hiesigen Regierungskreisen von heute gibt es so liebliche Idyllen wie in der gestrigen Literatur."

„Dann hat sie das böse Schicksal auf lange getrennt."

„Doch nun sind sie wieder glücklich beisammen."

„Seit mehreren Monaten. Er verlieh ihr diese hübsche Stelle. Bei der kleinen Mühle Nummer vier."

„Früher bekamen sie Ohrringe, nun bekommen sie Stellen. Ich finde, das andere kleidete sie besser."

„Immerhin arbeiten sie fleißig, in allen Ämtern."

„Oder nehmen sich überall gut aus. Übrigens, woher haben Sie dies alles?"

„Wie immer von der Presse."

„Die darf doch gar nichts drucken."

„Aber es freut sie, alles zu wissen."

„Was sagt man vom Gerechten? Er soll ja täglich schwere Anfälle haben."

„Anfälle von — Hypochondrie."

„Nur das?"

„Überhaupt — Angst. Vor dem und jenem."

„Sie, das wäre wichtig."

„Nicht wahr? Darüber sollten Exzellenz einen wunderschönen Bericht an das Mini-

sterium schreiben. Ich glaube, es geht bergab mit dem Gerechten. Er fühlt sich nicht mehr sicher."

„Er ist überreif", bemerkte der Gesandte. „Er fault schon. Jetzt braucht der Stumme bloß ganz leicht den Baum zu schütteln und jener fällt herunter."

„Nicht nur er allein."

„Das ganze Regime natürlich. Der Stumme ist die Reaktion."

„Ich weiß, aber . . . der Stumme schüttelt den Baum nicht. Wenn er sich dazu bis jetzt nicht entschlossen hat . . ."

„Aber jetzt ist er wütend."

„Ah, meinen Exzellenz . . . weil sein Sohn verschwunden ist? Dafür kann doch der Gerechte nichts."

„Wie man's nimmt . . . Wissen Sie übrigens, was ich in meinem nächsten Berichte hauptsächlich behandeln will? Die Verschwundenen."

Seine Augen leuchteten auf. Der Sekretär blickte auf ihn mit Spannung. „Ja, haben Exzellenz über diesen Gegenstand eine bestimmte Ansicht?"

„Nein", antwortete Mr. Blyte erstaunt. Dann lachte er auf.

„Aber vielleicht fällt mir beim Schreiben etwas Geistreiches ein."

Der Wagen hielt vor der Gesandtschaft.

„Ja," sagte Mr. Blyte, schon im Stiegenhause, „solche Berichte sind mir die liebsten.

Wenn ich vorher nichts weiß. Das fällt dann zumeist am schönsten aus. Auch in der Form."

Der Sekretär hörte nicht sehr aufmerksam zu. Die künstlerische Seite seines Berufes interessierte ihn weniger. Er erklärte plötzlich: „Ich werde ein Gerücht verbreiten."

„Wie meinen?"

„Ich werde das Gerücht verbreiten, daß er den Mörder gedungen hat. Er selbst —"

„Der Gerechte? Teurer Freund, man wird Ihnen ins Gesicht lachen."

„Warum? Exzellenz sagten doch selbst: Wer weiß, wen die Zeugenaussagen bloßgestellt hätten —"

„Das war nicht so zu verstehen. In gewissem Sinne mag es ja stimmen, aber — nur nicht übertreiben! Keine Romantik, lieber Kollege! Man wird es Ihnen nicht glauben."

Aber der Sekretär dachte eigensinnig: „Ich tu's doch! Jedes Gerücht zündet, wenn der richtige Zeitpunkt dafür da ist. Auch so ein verrücktes wie das meine."

Ja, er war jung und ehrgeizig. Aber bald mußte er einsehen, daß er sich doch verrechnet hatte. Man glaubte es ihm nicht.

17.

Der Stumme begann seinen Sohn besonders zu lieben, seit er ihn nicht mehr hatte. Und traurig wie diese nachträgliche Liebe

wurde sein Heim. Katharinas Leid erfüllte es ganz mit Hoffnungslosigkeit.

„Gott ist gegen uns," klagte sie, „das ist nur zu deutlich. Er hat uns Spero genommen. Er hat beinahe dich getötet, durch jenen Soldaten."

„Ich lebe noch", sagte der Stumme, aber in einem Ton, als wäre es gar nicht gut zu leben.

Sie hatten eine Art Glück gehabt, doch nun verfinsterte sich alles.

„Und das kommt daher," sagte Katharina, „weil du deine Seele dem Teufel verkauft hast."

Gott und Teufel waren im Staate verboten. Sah jedoch der Staatskanzler seine Frau mit gefalteten Händen knien, so sagte er kein Wort, denn er wußte: sie betete für seine verkaufte Seele.

Aber Katharina hatte gar zu merkwürdige Einfälle. Sie kam schüchtern ins Zimmer und erzählte mit gesenkten Augen von einer Frau, die den Leuten, die sie befragten, die Zukunft und die verborgensten Geheimnisse der Gegenwart enthüllte. Eine Frau mit dem zweiten Gesicht —

Das war dem Stummen doch zuviel. „Schwindel!" brummte er.

Und Katharina zuckte zusammen. Aber sie vermochte doch einzuwenden: „Nein, sie ist nicht eigennützig. Sie braucht kein Geld, denn sie hat außerdem eine Staatsanstellung.

Sie tut's, um unglücklichen Menschen zu helfen. Wenn du mir erlaubtest, zu ihr zu gehen . . ."

„Nein!" erklärte er kurz.

Katharina hatte noch den Mut, ganz leise beizufügen: „Ich würde ihr nicht sagen, wer ich bin. Ich möchte sie so gerne wegen Spero fragen . . ."

Da wurde er heftig: „Nein! Entweder beten oder eine Wahrsagerin fragen! Aber beides?! Ist das logisch?!"

Sie sah ihn erschreckt an. Sie war zu gewissenhaft in religiösen Dingen, mußte zugeben: „Nein, du hast recht. Es wär' eine Sünde." Aber als sie nun wieder ging, war ihr Herz noch schwerer als zuvor.

Und dies spürte der Stumme. Die Logik, die er von gebildeten Männern und Büchern gelernt hatte, war etwas Kostbares. Aber nun saß er allein im Zimmer und weinte fast vor Mitleid mit der Frau, die eben von ihm gegangen war.

Ein trüber Nachmittag. Es ist fast Nacht im Zimmer. Und als der Kanzler ein wenig einnickt, träumt er von Spero. Ganz kurz. Einige Sekunden, nicht länger, sieht er ihn auf einem Felsen stehen. Dann wacht er auf.

Zur selben Zeit stand Spero wirklich auf einem Felsen. Am Ufer des größten Sees der Grotte. Er verfolgte mit dem Blick ein Boot, das von jungen Leuten gerudert über das

Wasser fuhr. Sie unterhielten sich lustig, aber zu weit von Spero. Er konnte nicht hören, was sie einander sagten.

Übrigens war ihr Gespräch keineswegs vernünftig.

„Wißt ihr noch,“ fragte ein Mädchen, „wie Nelken duften? Sehnt ihr euch nicht nach einem recht starken Regen?“

„Grüne Bäume“, sagte jemand.

„Wolken“, bemerkte ein anderer.

„Einmal saß ich abends vor unserm Hause,“ berichtete ein Jüngling, „und irgendwo weit, ganz weit, bellte ein Hund.“

Das war seine ganze Erzählung. Aber die andern lauschten ergriffen.

Dann seufzte einer: „Pferde . . . Es gibt nichts als Pferde. Sie könnten hier leben, glaubt ihr nicht? Wenn wir's können . . . Sie würden auf der Waldwiese weiden.“

„Aber sie würden wiehern. Der Lord würde fürchten, sie könnten uns verraten.“

Plötzlich brachen mehrere aus und es war wie lautes Weinen: „Fort aus diesem Keller! In die Luft!“

Das hörte sogar Spero.

Die jungen Leute ruderten weiter, aber der See freute sie bei weitem nicht so wie gewöhnlich.

„Es ist kein rechtes Wasser.“

„Es riecht nach Finsternis.“

„Es ist nicht ein bißchen lebendig.“

Ein Bursche rief plötzlich aus: „Wenn die

Alten zu feige sind, so beginnen wir einen Krieg mit dem Gerechten."

„Wir? Unsinn! Wie viele sind unser? Und die Feinde der Reichen haben ein großes Heer."

„Dafür haben wir die Toten."

„Ja, wenn sie zu uns halten."

„Das wäre großartig."

„Denkt nur, es gibt viele, viele Millionen Tote."

„Haben sie den Alten wirklich ein Bündnis vorgeschlagen?"

„Es heißt, aber die Alten überlegen sich's noch immer."

„So werden wir für sie handeln."

„Wir sagen den Toten: Auf eure Besuche verzichten wir gerne. Seid ihr uns gut gesinnt, so beweist es uns anders. Gebt uns zehn Millionen Mann oder schert euch zum Kuckuck!"

Da rief es von der Ferne: „Halloh! Halloh! Nehmt uns mit!"

Es klang entsetzlich. Vom andern Ufer her. Weit von dem Felsen, auf dem Spero stand.

Die jungen Leute im Boote befragten einander: „Wer ist das? Kennst du die Stimme? Ist's ein Mann oder eine Frau?"

Niemand wußte darauf eine Antwort. Der Rufende war nicht deutlich zu sehen. Ja, als sich das Boot der Uferstelle näherte, woher der Ruf kam, da mochten es sogar mehrere

Menschen sein, die dort harrten, um geholt zu werden. Man sah bloß Schatten, ihre Umrisse, keine rechten Gesichter und Körper.

Kein Zweifel, es waren Tote.

„Nehmt uns mit!" baten sie. „Wir sind wieder einmal zu euch auf Besuch gekommen. Habt ihr nicht Platz für uns in eurem Boot? Wir möchten vom Wasser aus die Gegend betrachten."

Die jungen Leute legten schweigend an. Gewiß, sie waren nicht ganz unhöflich gegen die Gäste, nahmen sie auf in ihr Boot, halfen ihnen sogar — etwas zaghaft — beim Einsteigen. Aber sie verloren plötzlich ihre gute Laune.

Die Gäste waren viel vergnügter, besonders später, als man schon fuhr, und sie sahen die jungen Leute aufmunternd an. Doch diese verharrten im Schweigen.

Keiner von den Ruderern zeigte Lust, die Gelegenheit auszunützen, um mit den Toten politisch-militärische Beziehungen anzuknüpfen, ihnen zu sagen: „Gebt uns zehn Millionen Mann oder schert euch zum Kuckuck!"

Schon die paar „Mann", die sie mitgenommen hatten, schienen ihnen ganz überflüssig. Sie hatten eine peinliche Empfindung. Waren die Toten zu schwer? Jedenfalls bewegte man sich nicht so leicht und glatt wie bei sonstigen Fahrten.

Aber die Toten schienen vortrefflich gelaunt, ja ausgelassen.

„Herrlich!“ freuten sie sich, „es geht wie geschmiert.“

„Hurrah!“ schrie einer, bloß den Unterkiefer bewegend.

Die Ruderer schwitzten vor Angst. Sie strengten sich an, als hätten sie Berge im Schlepptau. Und die Mädchen waren kreideweiß, hielten einander umschlungen und bebten. Man war namenlos erregt. Die jungen Herzen klopften, als spürten sie zum ersten Male das unheimliche Halbdunkel der Grotte. Es war allen, als kämen sie gar nicht vorwärts.

Spero rief ihnen zu: „Ihr sinkt ja! Merkt ihr nichts? Landet schnell, sonst geht ihr unter!“

Da kamen sie erst zur Besinnung. Ihre weiße Angst verwandelte sich in knallroten Zorn. „Ihr müßt wieder heraus!“ erklärten sie rücksichtslos ihren Gästen.

Nun sah man's; sie waren unreif für die Politik. Hatten sie ihr Ziel, das Bündnis mit den Friedhofbewohnern und die zehn Millionen Mann, ganz und gar vergessen? Sie hätten sich nicht von Gefühlen leiten lassen und die künftigen Bundesgenossen besser behandeln sollen. Aber sie setzten sie ans Land und fuhren dann rasch und frohgemut weiter.

„Wir helfen uns schon allein“, trösteten sie einander leichtfertig. Sie stimmten ein Lied an, ein Lied, das sie immer anders und immer mit Leidenschaft sangen.

Spero, der sie vorhin gewarnt hatte, blickte dem Boote nach. Und erst, als es verschwunden war, entsann er sich, daß er nicht allein war. Nicht weit von ihm, auf dem harten Boden ausgestreckt, lag Wolf. Ja, die beiden hatten einander gefunden. Das war begreiflich, denn sie litten an gleichen seelischen Schmerzen: an hungernder Liebe. Doch Spero war jünger und weniger ausgeglichen als sein Kamerad. Sein Hunger schäumte vor Ungeduld, haßte und schrie nach Rache.

Um Wolf stand es nicht so schlimm; er befand sich eigentlich in seinem normalen Zustande. Denn er war keineswegs verwöhnt vom Schicksal und mußte das, was er liebte, nicht immer auch wirklich haben. Hatte er Genovefa jemals auch nur geküßt? Seit langem wußte er nicht einmal, wo sie war. Und doch war jeder Tag seines Lebens erfüllt von zärtlich duftigen Gedanken an ihre Schönheit. Sein normaler Zustand war die Sehnsucht.

Aber Spero ließ ihn nicht lange ruhig daliegen und träumen.

„Sie sind schon Monate hier“, sagte er, „und ich erst seit vierundzwanzig Stunden.“

„Ja.“

„Ja, aber ich weiß doch mehr über die Grotte als Sie. Was sind Sie denn für ein Mensch! Gibt es wirklich dort oben eine Frau, die Ihnen etwas bedeutet?! Das möchte man nicht glauben, wenn man Ihre verschlafenen Augen sieht und Ihre Zufriedenheit.“

„Zufriedenheit“, wiederholte Wolf, merklich verletzt.

„Es muß doch noch ein zweites Loch geben, noch eine Öffnung ins Freie, außer der gutbewachten, die zur Waldwiese führt. Und ich an Ihrer Stelle wüßte schon längst, wo sie ist.“

„Das ist leicht zu sagen.“

„Wie können Sie den ganzen Tag liegen, anstatt etwas zu tun! Heute Morgen hörte ich Sie sogar schnarchen. Stehen Sie sofort auf und helfen Sie mir suchen! Da, schauen sie hinauf! Sehen Sie, das Dunkle dort oben — —? Sind Sie nicht größer als ich?“

„Vielleicht“, murmelte Wolf und erhob sich träge. Sein Leib war zu fett und sein Hals viel zu kurz; das Aufwärtsschauen machte ihm kein Vergnügen.

„Passen Sie auf,“ sagte Spero, „ich will mich bücken und Sie steigen mir auf die Schultern. Verstehen Sie? Hier sind Zündhölzchen. Sie müssen die Stelle an der Wand genau untersuchen.“

Wolf seufzte. Ja, sein Leidensgenosse war eine wahre Plage. Er ließ ihn keinen Augenblick in Frieden. Wolf ertrug alles, auch das Schlimmste; er wollte, weiß Gott, die grausamsten Liebesqualen erdulden. Aber mußte man dabei durchaus klettern oder jemandem auf den Buckel steigen? Wolf genoß seine Leiden viel besser im ruhenden Zustande.

Nein, das Dunkle oben war keine Spalte.

Gottlob, sagte sich Wolf im geheimen. Und als Spero im nächsten Augenblick seine heiße Aufmerksamkeit einer andern Felsenpartie zuwandte, benützte Wolf diesen Zeitpunkt dazu, sich schnell und still davonzuschleichen. Soweit war es schon gekommen. Er lief seinem Freunde davon, um allein, passiv und gemütlich, seufzen zu können.

Dort oben hatte man seiner persönlichen Eigenart doch mehr Rechnung getragen. Er stellte sich den dunklen Winkel in Mutters Zimmer vor, wo er unbehelligt sitzen und an Genovefa denken konnte. Ob sie da war oder nicht, es war immer gleich süß und grausam. Ja, dort wurde man selten gestört. Nur hin und wieder überhäufte ihn die Mutter mit Vorwürfen. Oder Kara sagte mit ihrer affektierten Stimme: „Seien Sie einen Augenblick so freundlich. Ich muß mir nämlich meinen Hut aus dem Kasten holen.“

Und nun geschah etwas Unglaubliches. In derselben Sekunde, da Wolf an Kara und ihre Stimme dachte, sah und hörte er sie wirklich. Er schnellte auf. War sie's nicht? Stand sie nicht leibhaftig vor ihm?

„Ja, ich bin's!“ versicherte sie und lächelte, wie um Vergebung bittend. Denn sie machte einen recht verkommenen Eindruck. Ihr Gesicht, ihr Busen, ihr berühmter botanischer Hut waren eher Symbole als Tatsachen. Sie existierte wahrscheinlich, aber jedenfalls ungeheuer diskret und geräuschlos.

„Der Gerechte hat mich nämlich vergiftet,“ erklärte sie, „aus Furcht, daß ich als Zeugin im Prozeß für ihn Unangenehmes aussagen könnte. Und dann hieß es, ich wäre an Herzschlag gestorben.“

„Aber,“ stammelte Wolf, „Sie leben ja trotzdem.“

„Oh nein“, erwiderte sie freundlich.

Und Wolf trat bereits den Rückzug an.

„Und was treiben Sie?“ fragte Kara unbeirrt weiter, geht's Ihnen gut? Oh, wie würde sich Myrthe freuen, wenn sie wüßte, daß Sie gesund sind! Ich habe mich heute den Herrschaften aus unserm Friedhof angeschlossen, um die Grotte kennen zu lernen. Und nun treff' ich Sie. Aber —“

Sie rief ihm nach: „Warum laufen Sie vor mir davon? Weil ich tot bin?! Ich tu' Ihnen doch nichts. Ich dachte, ihr wäret schon längst an unsere Besuche gewöhnt.“

Trotzdem rannte Wolf fort. Nein, er war noch nicht an Tote gewöhnt. Bei einiger Ruhe und Selbstbeherrschung hätte er von Kara so manches erfahren können. Dinge, die für ihn wichtig waren.

18.

Mr. Blyte schien auffallend viel an die schwarzlockige Präsidentin der kleinen Mühle zu denken — wenn auch wohl nur vom politi-

schen Standpunkt aus — denn geraume Zeit nach dem Sturm-Prozesse sagte er unvermittelt zu seinem Sekretär: „Übrigens find' ich diese Genovefa ganz interessant. Sie nicht?"

Der Sekretär lächelte malitiös. Nach einer Weile erwiderte er: „Hätte sie nur keinen so ernsthaften, männlichen Beruf. Das verleidet mir ihre Schönheit."

„Glauben Sie mir," sagte der Gesandte, „das Richteramt ist eigentlich bloß ihr Nebenberuf."

Der Sekretär lächelte noch immer. „Oh, das ist klar," bemerkte er, „ihr Hauptberuf ist natürlich derselbe wie der aller hübschen Frauen."

„Genovefa ist ein Fall für sich," sagte Mr. Blyte, „ihre Gesichtszüge deuten auf kein gewöhnliches Innenleben hin . . ."

Er beschrieb ihre Gesichtszüge. Der Sekretär dachte, noch immer spöttisch: Er ist in sie verliebt. Und überlegte schon, ob daraus nicht unerwünschte Verwicklungen, diplomatische Konflikte entstehen könnten.

Da erklärte der Gesandte: „Sie ist Wahrsagerin, Chiromantin, Kartenaufschlägerin —"

„So? Das wußte ich nicht."

Mr. Blyte rühmte sich: „Sehen Sie. Ich habe meine besonderen Quellen. Ich habe meine Leute, die mir wichtige Neuigkeiten bringen."

Der Sekretär runzelte die Stirne. Er war in diesem Punkt eifersüchtig, liebte keineswegs die nichtamtlichen Quellen und Neuigkeiten

seines Vorgesetzten. „Nun," äußerte er, „das ist bloß eine kleine Privatangelegenheit. Halten es Exzellenz wirklich für wichtig?"

„Gewiß," erwiderte der Diplomat, „in der Psychologie, die zu unserm Fache gehört, sind alle Kleinigkeiten wichtig. Können Sie sich einen Gerichtsrat vorstellen, der sich in freier Zeit mit Wahrsagerei befaßt? Und nun diese Frau! Als ich sie am Präsidententische der kleinen Mühle sah, wirkte sie auf mich durch ihre kühle Vernunft beinahe männlich. Und nun ist sie entlarvt. Nun zeigt sich's, daß sie ihre Vernunft bloß simuliert. Daß sie nur den Richter spielt, wie ein Kind."

„Ja, aber . . . was hat dies alles mit Politik zu schaffen? Weissagt sie ihrem Freunde Roko oder auch anderen Ministern?"

„Ich glaube nicht," antwortete Mr. Blyte ganz ernsthaft, „so viel mir bekannt ist, zeigen nur Geschlechtsgenossinnen Vertrauen zu ihrer Kunst . . . Sie soll es ganz großartig tun, und zwar aus Passion, aus innerm Bedürfnis. Als Frau muß sie sich durch irgend einen Wahnsinn für die paar Stunden obligater Vernunft entschädigen, die sie ihrem Amt opfert. Eine andere würde ihren Mann mit einem andern betrügen. Sie betrügt bloß ihr Amt mit den Karten. Und gestern war die Schauspielerin Gema bei ihr —"

Der Sekretär horchte auf. „Was? Die Freundin des Gerechten?"

„Also," freute sich Mr. Blyte, „nun scheint

auch Ihnen die Sache nicht mehr ganz gleichgiltig. Ist es nicht bezeichnend, daß sich die Mätresse des Staatsoberhauptes gedrängt fühlt das Orakel zu befragen? Das dünkt mir auch in nichtheidnischer Zeit ein bemerkenswertes politisches Symptom. Offenbar ahnt die Schauspielerin, wie schlecht es um ihr Vaterland steht."

„Oder, sagen wir, um den Vater des Vaterlandes. Eines ist jedenfalls sicher, der Gerechte hat sie nicht zur Wahrsagerin geschickt."

„Nein."

„Daran glaubt er wohl nicht."

„Nein, dazu ist er zu dumm."

Seltsamerweise wurde im selben Moment das gleiche Wort dem Gerechten ins Gesicht geschleudert und zwar von — Gema, seiner Freundin.

„Du bist dumm!" rief sie in höchster Erregung. „Du richtest dich und euch alle zugrunde! Aus Borniertheit! Aus falscher Scham! Warum willst du nicht tun, worum ich dich bitte? Weil deine Eitelkeit größer ist als deine Liebe zu mir!"

Dienstboten lauschten hinter der Türe. Erst von dem Moment an, da Gema laut zu sprechen begann. Sie hörten nicht die ganze Szene. Aber das Wenige, das sie gehört hatten, machte auf sie den Eindruck, als hätte die blonde Gema plötzlich den Verstand verloren.

Und kurz darauf kam er heraus. Bleich, ver-

stört, hilflos blinzelnd, denn er hatte seine Augengläser bei Gema vergessen. Draußen, auf der Straße, blieb er stehen und besann sich: Was hat sie gesagt? Du bist dumm?! Ja, wieso? Mir? Du bist dumm? Er war nicht gekränkt, sondern namenlos verblüfft. Und zugleich erschreckt. Als drohte ihm eine Gefahr. Ihm und der ganzen Welt. Weil Gema keine Achtung mehr vor ihm hatte. Bis er, schon in der Stadt, von einem Schutzmann gegrüßt wurde. Da kam er zu sich, sah auf die Uhr. Dann schickte er einen Boten zur Villa der vergessenen Gläser wegen.

Gema weinte lange, heiß und zornig. Aber als es acht wurde, faßte sie plötzlich einen Entschluß. Sie ließ sich einen Wagen holen und fuhr zum Hause des Stummen. Sie sandte der Frau Kanzlerin ihre Karte mit der Bitte, sie in einer äußerst dringenden Angelegenheit sofort zu empfangen. Und Frau Katharina empfing sie. Der Kanzlerin sah man ihren Gram augenblicklich an, denn sie stammte aus dem Volke. Unfrisiert, verweint, wies sie mit der Hand auf ein großes Kanapee und versuchte höflich zu lächeln.

„Ihr Name ist mir bekannt," sagte sie, „aber ich gehe nicht ins Theater. Mein Sohn . . ."

Sie wollte sagen, ihr Sohn hätte eine große Bühnenbegabung, aber sie konnte von ihm nicht ohne Rührung sprechen.

„Ich weiß," fiel Gema ein, „Sie haben großen Kummer. Und ich bin deshalb hier."

„Was? Sie wissen etwas darüber? Um Himmelswillen, bringen Sie mir eine Nachricht? Einen Trost? Kennen Sie meinen Sohn?“

„Ja, ich kenne — — — Spero. Wir kennen einander seit langem.“

Das klang merkwürdig. Die Mutter verstand sie. Sie sprang auf und setzte sich wieder. Sie berührte mit ihren Händen die behandschuhten Hände Gemas. „Ich werde Licht machen“, sagte sie. Es war begreiflich, daß sie wissen wollte, wie die Geliebte ihres Sohnes aussah.

Aber Gema hielt sie zurück: „Nein, lassen Sie das, bitte. So wird's mir leichter sein zu reden.“

Die Dinge, über die sie zu reden hatte, vertrugen sich schlecht mit elektrischer Beleuchtung.

Sie begann: „Ich war gestern bei der Wahrsagerin Genovefa, von der jetzt viel gesprochen wird . . .“

„Ja!“ rief die Kanzlerin, „es ist sicher dieselbe, zu der ich gehen wollte.“

„Das sollten Sie tun, das war eine gute Eingebung. Sie werden dort von Spero hören.“

„Ich dachte mir's gleich. Wo ist er? Lebt er?“

„Ja . . .“

„Großer Gott!“

„Warten Sie, lassen Sie mich weiterreden. Es ist noch nicht alles so gut, wie Sie denken. Sie freuen sich, Sie schätzen es nicht gering, das ist schon etwas. Und wenn Sie mit Geno-

vefa selbst reden, werden Sie noch mehr daran glauben. Oh, meine teure Frau Kanzlerin, sie sagt es so schlicht wie ein unschuldiges Kind. Sie sagt es so, als wüßte sie alles vom lieben Gott selbst. Ich werde Sie zu ihr führen.“

Die Kanzlerin sagte weinend: „Ich wäre ja . . . schon längst hingegangen, aber ich . . . darf nicht.“

„Was heißt das?“

„Mein Mann erlaubt mir's nicht.“

„Also! Dieselbe Geschichte!“ rief Gema geradezu zornig. „Aber hören Sie denn nicht, es handelt sich um Ihr Kind?“

„Ja. Ich weiß es und mein Mann weiß es . . . und trotzdem . . .“

„Dann ist alles umsonst,“ rief die Schauspielerin erregt. „Wenn sich Ihr Mann zu diesen Dingen ebenso stellt wie — die anderen Herren von der Regierung, dann nützt es nichts darüber zu reden, dann bekommen wir nie die Hilfe, die nötig ist, um Spero zu befreien.“

„Ihn befreien?“

„Ja, denn er kann sich nicht rühren. Wird wahrscheinlich bewacht, gefangen gehalten . . .“

„Wo?“

„An einem dunklen Ort“, sagte Genovefa. „In der Umgebung der Stadt. Denken Sie nur, vielleicht nur eine Stunde, zwei Stunden von hier und Sie sind machtlos! Sie können nichts

tun, denn Ihr Mann und die anderen Männer . . .“

„An einem dunklen Ort“, wiederholte die Kanzlerin. „Was ist das? Wo? Ein Keller? Ein Kerker?“

„Ja, wahrscheinlich, was weiß ich, sie spricht nicht in solchen Ausdrücken wie andere, wie Sie und ich. Sie wiederholt, was ihr ein Höheres sagt, ein Geist, ihre eigene Seele, was weiß ich! Sie sagt: Ein Ort ohne Sonne.“

„In der Umgebung der Stadt?“

„Das scheint sicher. Sogar in meiner Gegend, nicht weit von meiner Villa. Denn sie sagt: Nahe dem Ort, an dem er festgehalten wird, wohnen die Toten. Sie meint gewiß den Friedhof und der liegt eine Viertelstunde von meiner Wohnung. Nun, was haben Sie, Frau Kanzlerin? Warum sind Sie nun so entsetzt? Wir sollen nicht aufgeregt sein, sondern ruhig nachdenken und handeln.“

„Friedhof?!“ wiederholte Frau Katharina, die eben dies Wort so erschreckt hatte. „Dann meint sie vielleicht doch, er sei tot?“

„Nein, denn sie sagt ausdrücklich: Er lebt. Und sie sagt: In seiner Nähe ist die Wohnung der Toten. Aber sie sagt auch: Es bewachen ihn zu viele. Eine schwache Frau wie Sie — sie meinte mich — kann ihn unmöglich finden und retten, auch nicht ein Mann, sondern viele, starke, bewaffnete Männer!“

„Wenn man eine Abteilung Soldaten hinschickte . . .“ sagte die Kanzlerin.

„Natürlich!“ rief die Schauspielerin scharf, beinahe sarkastisch. „Das ist’s. Der Gedanke ist so naheliegend, so überaus einfach, daß auch ich ihn hatte, ja, sogar ich. Es war sogar der erste, der mir gekommen ist. Aber wie ihn ausführen, wenn die Männer zu hochmütig, zu eingebildet, zu beschränkt sind, um uns zu glauben? Eine Abteilung Soldaten — wunderschön! Man sollte meinen, niemand könnte sie sich leichter verschaffen als wir beide, mit unseren nahen Beziehungen zu den höchsten Männern im Staate und . . .“

Sie hielt plötzlich inne, spürte, daß sie sich ein wenig verrannt hatte.

Und gleichzeitig fragte die Kanzlerin verwundert: „Wie? Sie haben auch solche Beziehungen?“

„Ja — das heißt . . .“

Sie fügte etwas leiser, weniger fest und sicher hinzu: „. . . das heißt, die Persönlichkeit, die ich kenne, hat natürlich nicht entfernt einen solchen Einfluß wie Ihr Gatte, selbstverständlich, aber — er ist auch bei der Regierung, ja, er hat doch eine gewisse Macht und könnte, wenn er nur wollte . . . Aber er will nicht! Das ist’s. Er schämt sich, irgend welche Schritte deshalb zu unternehmen, weil eine dumme Frau, eine Wahrsagerin, dies und jenes behauptet. Er hat’s mir abgeschlagen, obwohl ich ihn noch nie im Leben um die lächerlichste Kleinigkeit gebeten habe, er hat’s mir abgeschlagen, denn er ist selbst

dumm, eitel, borniert, ein Sklave seines Gehirns, seiner Schulbildung, seiner sogenannten Grundsätze."

Ja, sie geriet wieder in Zorn und Feuer. Und als die Kanzlerin sie fragte, wer der Herr von der Regierung sei, mit dem sie über die Angelegenheit Speros gesprochen hätte, da sagte sie ohne jede Schüchternheit und Verwirrung: „Nein, ich nenn' ihn nicht, denn ich hab' Ihnen schon deutlich genug zu verstehen gegeben, daß ich ihn verachte. Ja, ich verachte ihn, und ich hab's ihm selbst heute gesagt. Ich bereu's nicht. Seit Spero verschwunden ist, kann ich nicht mehr Komödie spielen, weder im Theater noch im Leben. Das letzte mußte zur Katastrophe führen, zum Bruch mit — mit meinem Vormund. So, nun ist es mir entschlüpft — er ist mein Vormund. Aber heute sind mir die Schuppen von den Augen gefallen und ich weiß: Er hat mich während der vielen Jahre, die ich ihn kenne, nicht eine Stunde, nicht eine Minute verstanden. Und, glauben Sie mir, Frau Kanzlerin, diese furchtbare Wahrheit gilt allgemein. Es gibt nicht und wird niemals eine Verständigung geben zwischen uns Frauen und unseren Männern. Denn w i r sind Menschen. Wir denken und fühlen einfach, natürlich wie alle Geschöpfe Gottes. Und sie — sind Maschinen, wandelnde Denkapparate, sie sind . . ."

In diesem Augenblicke trat jemand ins Zimmer.

„Katharina? Hier im Dunkeln?“

Die Schauspielerin erhob sich. Die Hausfrau machte Licht.

Es war der Stumme.

19.

Im allgemeinen war man ratlos, wenn man es mit dem Kanzler zu tun hatte. Denn während man zu ihm sprach, wußte man fast gar nichts darüber, was in seinem Innern vorging. Hörte er zu? War er dafür? War er dagegen? Nicht allein seine berühmte Einsilbigkeit — der Grund des Spitznamens, den ihm das Volk gegeben hatte — bildete hier das Kommunikationshindernis, sondern auch sein starres, ausdrucksloses, völlig untransparentes Gesicht. Da hatte man stets eine solche Empfindung wie bei Gesprächen mit Menschen, die mit dem Rücken gegen das Fenster stehen. Wenigstens Männer hatten diese Empfindung. Nun aber waren in dem Zimmer, das der Stumme betreten hatte, zwei Frauen beisammen. Und Gema, die ihn zum ersten Mal im Leben sah, war erstaunt, geradezu angenehm erstaunt. Sie fühlte sich innerlich erleichtert. Sie wußte von ihm nur das, was die Öffentlichkeit von ihm dachte. Man hatte ihn gern, aber was bedeutete das? Hatte er nicht vor kurzem seiner Frau verboten, sich einen armseligen Trost bei einer Wahrsagerin zu holen?

Das bedeutete, daß er in gewisser Hinsicht ebenso eng- und strengherzig war wie der Gerechte.

Aber jetzt stand er vor ihr und ihre Seele zog sich nicht scheu zurück, mußte sich nicht klein machen, weil er da war und sie anblickte. Wer er auch immer sein mochte, sie fürchtete sich nicht vor ihm. Sie setzte ihm alles so frei und ruhig auseinander wie vorhin seiner Gattin.

Er war verwirrter. Sein Menschenverkehr war fast ausschließlich amtlich, also männlich, und er wußte nicht ganz genau, was die in jeder Hinsicht blendende und parfümierte Frau zu ihm sprach. Er begriff nur eines: Es handelte sich wieder „um Aberglauben und Zauberei". Um dieselbe törichte Geschichte, die ihn neulich dazu gebracht hatte, Katharina zu kränken. Das Letztere tat ihm schon seit damals leid. Und nun war es ihm fast recht, daß sich ihm Gelegenheit bot — nachzugeben. Ja, so weit war er schon. Mit gutmütigem Spott nickte er mit dem Kopfe und sagte mitten in die Erzählung Gemas hinein: „Das zweite Gesicht! Meine Hochachtung! Habe die Ehre!" Das war ganz sinnlos. Aber die Zuversicht Gemas wuchs trotzdem zusehends, zumal der Stumme sie einmal ganz ernst und aufmerksam anblickte, als sie nämlich davon sprach, daß sich Spero „an einem Ort ohne Sonne" aufhalte.

Da dachte er: Ja, die Erde hat ihn ver-

schlungen. Dieselben merkwürdigen Worte, die er vor einiger Zeit dem Minister Roko gesagt hatte. Übrigens verweilte er nur eine Sekunde lang bei diesem Gedanken. Vielleicht hatte er selbst „das zweite Gesicht“ und wußte es nicht.

Doch bald darauf beging Gema eine Unvorsichtigkeit. Sie begann von ihrem Mißerfolg bei jener hohen Persönlichkeit zu sprechen, der „ihr Vormund und bei der Regierung angestellt“ war.

„Wer?“ fragte der Stumme und sah sie aufmerksam an.

„Das — kann ich leider nicht sagen.“

Er forderte sie wie ein Schulmeister auf: „Gut. Fortfahren!“

Und als sie fortfuhr, paßte er auf.

„Aber dieser Mann,“ sagte Gema, „ist einer von jenen typischen Gebildeten, denen Konsequenz und Logik wichtiger sind als ein Menschenleben. Er hat mir seine Unterstützung verweigert, weil er sich schämt, den Worten eines jungen Mädchens eine zu große Bedeutung beizumessen.“

„Und da wenden Sie sich an mich?!“ fragte der Kanzler purpurrot. „Warum?!“

Katharina, die ihn nur allzu gut kannte, bemerkte seine Gesichtsröte und schloß unwillkürlich die Augen, wie jemand Ängstlicher vor einem Schuß.

Doch Gema spürte die Gefahr nicht. „Warum?“ wiederholte sie erstaunt. „Damit Sie

Spero durch Soldaten suchen und befreien lassen. Sie sind doch sein Vater. An wen soll ich mich denn sonst wenden?"

„Natürlich," höhnte er, „an wen sonst?! Gebildete wollen mit dem dummen Zeug nichts zu tun haben, also wenden Sie sich an mich. Sie denken sich: Der Stumme ist ein Bauer. Der Stumme glaubt an Weiberweisheit und Zauberei. Er weiß nichts von Logik und Konsequenz." Ja, nun redete er. Wie immer in Momenten großer Erregung.

„Ich will nicht," schrie er, „ich bin kein Bauer mehr! Hab' ich nicht ein paar hundert Bücher? Ist die Wissenschaft nichts? Ich habe Opfer gebracht, habe ... Ist Ihnen nicht bekannt, wer ich bin? Wozu die Qualen, die Selbstverleugnung, wenn ... Soll ich mich vor der ganzen Welt ... Und ist nicht die Menschheit das Ziel?! Das Glück der ganzen Menschheit?! Was ist Spero? Was geht Spero den Staat an?! Wissen Sie nicht, daß wir die Welt erobern wollen?! Genug, Sie ... Sie, Komödiantin! Sie glauben, weil Sie mit Spero ..."

„Nun ist's gleich aus," dachte die zitternde Kanzlerin, „denn er wird schon ordinär."

„Was befehlen Sie? Soldaten?! Nichts mehr? Natürlich! Wegen — einer Privatsache, einer Dummheit, einer Wahrsagerin! Sie und Genovefa — ja, Sie sind die richtigen. Aber ich will ... ich werde ..."

Plötzlich wandte er sich, noch immer mit

geballten Fäusten, an seine Frau: „Ich muß doch jetzt zum Kabinettsrat!“

Und sie erkundigte sich merkwürdig sachlich: „Kommst du vor zehn Uhr zurück?“

„Nein!“ Er lief hinaus. Empfahl sich von Gema nicht einmal mit einem Blick.

Es dauerte lange, bis Katharina den Mut hatte, ihren Gast anzublicken. Aber seltsamer Weise saß Gema ruhig, ja lächelnd da.

Da sagte die Kanzlerin mit unterdrücktem Weinen, gerührt durch das Verständnis der Fremden für die wahre Natur ihres Mannes: „Sie wissen“, begann sie.

„Ich weiß.“

„Er ist tiefunglücklich wegen Spero und...“

„Ich weiß, aber er hat mich beschimpft“, bemerkte die Schauspielerin und lächelte noch deutlicher.

„Ja, das war ein gutes Zeichen. Sie verzeihen. Seine eigenen Worte schmerzten ihn. Sie dürfen nicht glauben, daß er so ist wie ...“

„Nein. Er ist nicht wie die Maschinen unter den Männern. Er ist wie die Männer, die Kinder sind . . .“

„Aber,“ die Kanzlerin weinte wieder, „was nützt das, wenn ich mir sage, er tut nur so. Er tut's eben. Er tut nur das, was er einmal für richtig erkannt hat. Was ihm diese Teufel eingeredet haben, der Gerechte, die Feinde der Reichen, die verdammte Logik! Oh, Sie gehen schon?“

„Ja. Sie auch."
„Wohin?"
„Zu Genovefa."
„Aber ich darf ja nicht."
„Damals durften Sie nicht, weil Sie ihn gefragt haben. Jetzt fragen Sie ihn nicht, sondern gehen einfach. Mit mir."
Katharina kämpfte mit sich, zögerte.
„Ja, wissen Sie, ich bin . . . ich habe noch immer meine Religion, meine . . ."
„Das hat doch mit Genovefa nichts zu schaffen."
„Mein Mann sagt ja. Er sagt: Beten und zur Wahrsagerin gehen sei unvereinbar."
„Für ihn," sagte die Schauspielerin, „aber nicht für uns. Was in meinem Leben alles vereinbar ist — Gott, ich kann's nicht einmal aufzählen. In die Religion und dergleichen sollen sich die Männer lieber nicht einmischen. Der Himmel ist lange nicht so pedantisch, wie Ihr Herr Gemahl annimmt."
Nun, schließlich ließ sich Frau Katharina doch überreden. Und nach einer halben Stunde befanden sich beide Damen im Vorzimmer der Wohnung Genovefas. Sie waren enttäuscht, denn eine alte Frau sagte ihnen: „Sie ist nicht zu Hause."
Und nun hatten sie das Gefühl, als müßte auch alles Übrige mißlingen. Auf einen Tag kam es ja scheinbar nicht an.
Hierauf sagte Katharina beinahe verzweifelt: „Dann ist alles vergeblich und verloren."

Denn sie waren in einer Art Fieber hergelaufen, in einer ganz bestimmten, entschlossenen, unbeschreiblich heißen, seelischen Stimmung, die allein genügte, um sie mit kühnen Hoffnungen zu erfüllen. Und jetzt — —

„Wohin ist sie denn gegangen?“ fragte Gema die Alte.

„Auf Besuch.“

„Zu wem?“

Ein junges Mädchen, die Zofe Genovefas, wurde herbeigerufen und man erfuhr von ihr den Namen und die Adresse jener Bekannten. Es war eine den beiden Damen gänzlich unbekannte Frau Myrthe.

„Wird sich die Gerichtspräsidentin lange bei ihr aufhalten?“

Das glaubte das Mädchen wohl. Es gab mit sichtlicher Genugtuung und Redelust weitere Auskünfte.

„Frau Myrthe ist eine arme Witwe. Die Präsidentin kennt sie seit vielen Jahren und besuchte sie früher recht häufig. Aber in ihrer neuen Stellung hat Frau Genovefa zu wenig Zeit für Visiten und war schon einige Monate nicht bei ihr. Erst heute sagte sie zu mir: Ich muß doch wieder einmal zur Frau Myrthe, denn sie hat jetzt niemand. Ihre Freundin Kara ist ja kürzlich gestorben und ihr Sohn, Wolf . . . Ja, hauptsächlich wegen des Sohnes hat die Präsidentin mit der Witwe Myrthe zu sprechen. Denn er ist verschwunden, aber Frau Genovefa weiß, wo er sich aufhält. Er

und viele andere sind an einem Ort ohne Sonne."

Die Kanzlerin und die Schauspielerin sahen einander an. Sie nahmen einen Wagen und fuhren zur Wohnung Myrthes. Dort fand später eine Beratung statt, an der nur vier Frauen teilnahmen und die doch die ernstesten politischen Folgen nach sich ziehen sollte. Eine recht törichte, typisch weibliche Kaffee- und Kuchenversammlung, bei der geweint und gegessen, geschwatzt und intrigiert wurde. Eine Art Verschwörung gegen die Männer, die Vernunft und die zur Zeit herrschende Staatsordnung.

Eine Frau mit kurzgeschnittenem dunklen Lockenhaar führte dabei den Vorsitz. Jene Genovefa, die so vielseitig war und so voller Widersprüche wie ein Märchen oder wie die Weltgeschichte.

20.

Ein Herr steht vor dem entsetzlichen Haus, in dem die Witwe Myrthe ein Zimmer bewohnt. Im Grund ist auch er ein Habenichts, nach seinen Kleidern zu urteilen, und obendrein trägt er ein Bündel, so groß und häßlich, daß sich seiner ein Gentleman schämen würde. Und trotzdem sieht er wie ein Herr aus, ja wie ein Adeliger, ein — Lord.

Er klopft an und Myrthe öffnet ihm. Ja, das

Zimmer ist ärmlich, aber auf dem Tische stehen Teller und leere Kaffeeschalen. Und die Luft ist dick und warm, als wäre hier erst vor wenigen Minuten eine Anzahl Menschen gewesen, darunter mindestens eine stark parfümierte Person.

Der Gast verbeugt sich lächelnd: „Sie werden mich schwerlich wieder erkennen. Aber ich bin . . ."

„Ich weiß," unterbrach ihn Myrthe, „der Lord. Ich ersuchte Sie, mir gelegentlich die paar Kleinigkeiten zu schicken, die mein Sohn in Ihrem Wirtshause zurückgelassen hat."

„Oh, es ist nicht mein Wirtshaus", lehnte der Gast bescheiden ab. „Ich bin dort nur Kellner. Oberkellner, wenn Sie wollen. Immerhin . . ."

„Daß Sie sich selbst bemühen!" rief die Frau aus. „Bitte, nehmen Sie Platz und entschuldigen Sie die Unordnung. Ich hatte soeben einige Bekannte, einige befreundete Damen bei mir." Sie machte einen merkwürdigen Eindruck, schien seltsam aufgeräumt, ja geradezu verjüngt. Offenbar eine Nachwirkung der Gesellschaft, die sie eben verlassen hatte. Überdies lächelte sie geheimnisvoll, als wäre ihr — von den Gästen abgesehn — noch etwas Besonderes widerfahren.

„Das ist alles, was ich gefunden habe," sagte der Lord in seinem sachlichen Ton, indem er das Bündel aufschnürte, „die ganze

Hinterlassenschaft nach Ihrem, auch von mir so geschätzten Herrn Sohne."

„Hinterlassenschaft!?" wiederholte Frau Myrthe und der empfindsame Lord schaute auf.

„Verzeihen Sie," sagte er, „wenn Ihnen der vielleicht etwas ungeschickte Ausdruck mißfällt."

Sie sah ihn an. „Ich darf leider nicht alles sagen, was ich weiß", begann sie zögernd und lächelte dabei wie eine gute Fee am Weihnachtsabend. „Ich habe mich zum Schweigen verpflichtet. Sonst würde ich Ihnen mit dem größten Vergnügen eine höchst wichtige Mitteilung machen. Gerade Ihnen, der Sie mit Wolf so befreundet waren."

„Eine Mitteilung über Ihren Sohn?" fragte der Lord schnell und es war, als ob er vor Neugierde erbleichte. „Sie können sich denken, wie mich alles darüber interessiert."

Da konnte sich Frau Myrthe nicht länger beherrschen. Sie sagte ihm, was Genovefa aus den Karten gelesen hatte. Und die freudige Nachricht machte auf den Zuhörer einen so tiefen Eindruck, daß er am ganzen Körper bebte, ja beinahe in Ohnmacht fiel. Sonst war er die Ruhe selbst. Aber seine Freundschaft für Wolf mußte außerordentlich groß gewesen sein.

Die Witwe war schon längst mit ihrem Berichte fertig und der Freund Wolfs vermochte noch immer kein Wort herauszubringen.

„Nun, was sagen Sie dazu?" fragte Myrthe ungeduldig.

Darauf schaut sie der gewandte Weltmann wie ein Dieb in der Klemme an und weiß buchstäblich nichts zu erwidern. Ja, er macht eine Bewegung, als wolle er zur Türe hinaus. Dann beherrscht er sich, denkt nach . . .

„Sie glauben wohl nicht daran?“ hilft ihm ahnungslos die Witwe.

Er antwortet leise: „Ich glaube nicht daran.“

Myrthe lacht auf: „Also, das dacht' ich mir gleich. Denn Sie sind ein Mann. Wir alle sagten uns, daß die Männer uns nicht glauben würden. Aber wir wollen sehen, wer stärker ist. Wir werden euch schon überzeugen, mit allen Mitteln, die uns zu Gebote stehen. Lachen Sie mich nicht aus, denn die übrigen Frauen haben mehr Einfluß als ich. Sogar die Frau des Stummen hält zu uns.“

Der Lord denkt noch immer nach. So angestrengt, daß man an seiner weißen Stirn eine Bewegung von Schatten sieht wie vorbeiziehende Wolken über dem Wasserspiegel.

„Sehr interessant,“ äußert er, „jedenfalls sehr interessant!“

Und plötzlich lügt er frisch und gewandt: „Geheime Wissenschaften, Chiromantie und dergleichen . . . Ja, das hat mich immer sehr angezogen. Und außerdem berührt mich die Sache persönlich. Mir ist nämlich auch ein teures Wesen verschwunden. Darum. Nun begreifen Sie, was in meinem Innern vorging, als Sie mir die wunderbare Neuigkeit mitteilten. Ich schöpfte Hoffnung. Wenn ich sagte,

ich glaub's nicht, so war dies keineswegs aufrichtig. Ein Mann bin ich wohl, aber — die Hoffnung macht alle Sterblichen verrückt. Vielleicht ist die Person, die mir nahesteht, auch dort, dort . . . Wo sagten Sie?"

„In der Nähe des Friedhofs. In einer Stadt ohne Sonne. Hören Sie, fürchten Sie sich ja nicht und gehen Sie zu Genovefa. Sie ist gegen alle lieb und freundlich. Man beurteilt sie falsch, weil sie als Präsidentin der kleinen Mühle die Schuldigen zur Folter und zum Sterben verurteilt. Daran dürfen Sie nicht denken. Wer ein reines Gewissen hat —"

„Ich habe mir Gottlob kein Verbrechen gegen den Staat oder die Regierung vorzuwerfen", versicherte der Lord und sein Antlitz leuchtete vor lauter politischer Unschuld.

„Also Mut, Mut! Vertrauen Sie sich ihr ruhig an wie ein Bruder der Schwester. Sie empfängt Sie bestimmt. Am besten jetzt, am Abend."

„Wo?" fragte der Lord hastig.

„In ihrer Wohnung. Sie ist allein zu Hause, denn der Minister Roko hat jetzt Kabinettsrat. Ich gebe Ihnen die Adresse. Dort haben auch wir Frauen morgen unsere nächste Zusammenkunft."

„Morgen", merkte sich der Lord und stand sofort auf.

„Ja, beeilen Sie sich!" riet ihm die Witwe, „denn der Ministerrat kann früher enden und dann würde Genovefa über ihre Zeit kaum mehr verfügen."

„Und ich muß gegen neun an meinem Dienstorte sein“, erinnerte sich der Lord und verließ die Witwe, nachdem er ihr warm gedankt hatte.

Über Genovefa wußte er nicht mehr als die meisten übrigen Leute. Also ungefähr: ein Mistvieh, eines von jenen wildgewordenen Weibern, die unter der Herrschaft des Gerechten blutige Funktionen ausübten. Eine von jenen, die aus ihrer Hysterie eine staatsbürgerliche Tugend machten. Überdies sicherlich eine von den geeignetsten, gefährlichsten, schlimmsten, was ja vor allem daraus erhellte, daß sie sich den schwer zugänglichen Roko gewonnen hatte und daß von ihr mehr im Volke gesprochen wurde als von den anderen Dienerinnen des Staates. Vermutlich eine Schönheit oder doch mindestens ein geschlechtlich sehr talentiertes Weibchen.

Aber als er ihr gegenüberstand, war er doch etwas verwundert.

Ein Schulmädchen, war sein erster Eindruck. Nicht als ob er sie nun für kein Mistvieh hielt. Aber Formschlichtheit imponierte ihm stets am meisten an allen menschlichen Künsten. Er witterte überlegene, wenn auch unbewußte Kraft und verdoppelte seine Vorsicht. Er war gesellschaftlich klug, auch legte er Frauen gegenüber eine Kälte an den Tag, die ihn in männlichen Bekanntenkreisen vielfach verdächtig machte. Immerhin wußte er aus Erfahrung, wie leicht sich auch der Geriebenste und Wachsamste durch so scheinbar harmlose

und schlichte Wesen überrumpeln und entwaffnen ließ.

Doch schon im nächsten Augenblick atmete er beruhigt auf. Denn kaum hatte er sein Anliegen vorgebracht, so erhellte und verschönte die freudigste Eitelkeit das Antlitz Genovefas. Sie wurde exzessiv geschwätzig und offenherzig vor Genugtuung über ihren ersten männlichen Kunden, der so vornehm aussah und ihr trotzdem soviel Achtung und Vertrauen zeigte.

„Ja," erklärte sie, „ich bin eine Auserwählte. Ich wundere mich selbst darüber, was ich kann. Es ist eine Gnade, eine übernatürliche Kraft, die mich hoch über alle Menschen erhebt und zur Lösung der schwierigsten Aufgaben im Staate bestimmt. Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht schwindle! Ich weiß alles aus mir selbst oder durch Eingebung oder aus den Karten. Oh, mein Herr, wie beseligend ist das, wie berauschend! Bisher hielt ich es geheim vor meinen Vorgesetzten, sogar vor Roko, denn es vertrug sich, wie ich glaubte, nicht mit meiner amtlichen Stellung. Aber nun, nun... was liegt mir daran! . . . Wenn ich auch mein Amt verlieren sollte! Was ist die Präsidentin einer kleinen Mühle im Vergleich zu der Jungfrau von Orleans!"

So weit ging also ihr Ehrgeiz. Bisher hatte sie ahnungslos ihre wunderbare Kunst gepflegt, aber seit ein paar Stunden war ihr der Erfolg zu Kopfe gestiegen. Und nun war sie

wirklich ein kleines Mädchen, schwach, verwundbar, für einen Spieler wie den Lord leicht zu besiegen.

Ich habe sie überschätzt, dachte er, während sie die Karten aufschlug, um ihm über das Schicksal seines „teuren Wesens“ die Wahrheit zu künden.

Was ihn beunruhigte, war nicht mehr Genovefa. Mit ihr hoffte er auf jeden Fall fertig zu werden. Es würde ihm leicht gelingen ihren Eifer zu dämpfen, sie durch irgend eine Drohung an der Einleitung einer Aktion gegen die Grotte zu hindern. Aber er fragte sich besorgt, wer hier den Verräter gespielt haben mochte. Denn er glaubte, daß das Mädchen trotz ihrer Beteuerungen dennoch schwindelte und ihre Kenntnisse nicht den Karten, sondern einem gemeinen Menschen zu danken hatte.

Da erklärte Genovefa zu seinem größten Erstaunen: „Sie haben niemanden dort unten.“

Er lächelte verlegen: „O doch, Präsidentin. Ich selbst muß es ja besser wissen. Sie werden wohl kaum annehmen, daß ich Sie hinter's Licht führen wollte. Es handelt sich um meine beste Freundin, die ich seit einem Jahre vermisse.“

Genovefa sah ihn ratlos an. „Ja, möglich, möglich, aber . . . verzeihen Sie, ich sehe — meine Kunst hat ihre Grenzen. Eine Freundin?“

Sie suchte noch einmal mit dem Blick hin

und her, überlegte lange, mischte die Karten und schlug sie noch einmal auf. „Ich kann mir nicht helfen," erklärte sie geradezu beschämt und tieftraurig, „aber da ist nichts, nichts . . . Vielleicht kann ich nur Frauen weissagen?"

Ja, nun war sie wieder ganz klein und mutlos geworden. Und im selben Augenblick gewann der Lord seine gewohnte Sicherheit wieder. „Sie haben noch keinem Manne geweissagt?" fragte er.

„Nein."

„Auch nicht dem Herrn Minister Roko?"

„Niemals."

„Und Sie haben auch das schöne Märchen von der Stadt ohne Sonne keinem Mann erzählt?"

Sie sah ihn an. „Das Märchen, sagen Sie? Nein. Ich habe bisher mit keinem Manne darüber gesprochen. Erst heute, vor einer Stunde, faßten wir den Beschluß, uns den Männern anzuvertrauen und sie zu beschwören, die Angelegenheit so ernsthaft wie möglich zu nehmen. Aber," sie sprach beinahe weinerlich, „nun sind Sie gekommen und meine ganze Freude ist verflogen. Sie haben mich entmutigt, ja ich beginne nun selbst an der Unfehlbarkeit meiner Karten zu zweifeln. Vielleicht ist das Ganze wirklich nur ein Märchen?"

Der Lord richtete auf sie seinen blauesten, treuherzigsten Blick. „Verehrte Präsidentin, denken Sie von mir, was Sie wollen, aber ver-

weigern Sie mir keinesfalls die Gnade, mich Ihren Freund nennen zu dürfen. Ich weiß, ich habe kein Recht darauf. Ich habe heute zum ersten Male das unaussprechliche Glück Sie zu sehen, mit Ihnen zu sprechen. Und trotzdem bitte ich Sie mir zu glauben, daß ich nichts anderes will als Ihr Bestes. Hätten Sie die Güte, einen Rat von mir anzunehmen?"

Sie nickte. Zugleich krampfte sich vor unerklärlicher Angst ihr Herz zusammen.

Der Lord sprach: „Führen Sie Ihren Beschluß nicht aus. Ich beschwöre Sie. Sagen Sie nichts den Männern. Zwingen Sie sie nicht dazu irgend etwas zu unternehmen. Gehen Sie auch zu den anderen Damen — gleich, morgen! Und verpflichten Sie sie unbedingt zu schweigen. Sie mögen sich hüten — jene Damen, mein' ich. Sie mögen bedenken, was sie aufs Spiel setzen — die Damen. Mißlingt es, zeigt sich's, daß die Gro ... die Stadt, von der Sie sprechen, trotz allem nicht vorhanden ist ..."

Genovefa wurde rot und wiederholte: „... nicht vorhanden ist ..."

„... so wird der Staatschef, wohl nicht ganz mit Unrecht, allen zürnen, die ihn zu diesem Akte der Schwäche verführten. Sie, Frau Präsidentin, haben ja persönlich nichts zu befürchten, Sie stehen unter dem Schutz eines mächtigen Ministers."

„Oh, Roko mächtig?!" brach Genovefa unüberlegt aus. „Roko gilt nichts. Der Gerechte ist alles. Es ist wahr. Roko hat mir die schöne

Stelle verschafft, aber der Gerechte kann mir sie jederzeit wieder nehmen."

„Und es wäre doch schade", stellte der Lord ruhig, gegenständlich fest.

„Als Sie davon sprachen, daß er einen Zornanfall bekommen könnte, oh, da wurde es mir wirklich schwarz vor den Augen . . . Wenn Sie recht hätten — —"

Sie umfaßte mit beiden Händen ihren schwarzlockigen Babykopf und rief, geradezu stöhnend: „Mein Gott, wenn Sie recht hätten!!"

21.

Der Lord durfte mit dem Ergebnisse seiner Unterredung mit Genovefa zufrieden sein. Immerhin war er zu vorsichtig, um nicht doch für den Fall eines etwaigen Angriffs auf die Grotte entsprechende Gegenmaßregeln zu treffen.

Die „Stadt ohne Sonne" hatte nur ein Tor und brauchte sich daher nicht so rasch und leicht zu ergeben. Und doch hätte sie eine energische, rücksichtslose Belagerung kaum längere Zeit ertragen. Vor allem durfte der tausendfach stärkere Feind überhaupt nicht den Grotteneingang entdecken und darum nicht einmal bis zur Waldwiese vordringen.

Finden sie unsere Höhle, dachte der Lord, so braucht man sie gar nicht erst zu erobern, um uns das Dasein auf alle mögliche Weise zu

verleiden oder uns — etwa durch Aushungerung — ganz zu vernichten.

Aber wie sollte man sich gegen dies alles schützen?

Da fiel dem Lord rechtzeitig der Bündnisvorschlag des unheimlichen Nachbars ein. Nun blieb nichts anderes übrig als ihn anzunehmen. Er machte einen von den vielen Toten, die die Höhle fortwährend unsicher machten, auf die der Kolonie drohende Gefahr aufmerksam. Er tat es ungern, ohne von diesem Schritt seine Genossen zu verständigen. Aber er tat es nicht umsonst. Nach kurzer Zeit erhielt er den Bescheid, die Grotte könne ruhig sein; in der Stunde der Not würde sie. der Friedhof nicht im Stiche lassen.

Ein wahres Glück, wie die bald darauffolgenden Ereignisse bewiesen.

Daran war am wenigsten Genovefa schuld. Sie erfüllte den Wunsch des Lords und verriet nicht nur nichts ihrem Freunde Roko, sondern sorgte auch dafür, daß die anderen Frauen, „wenigstens vorläufig" reinen Mund hielten. Katharina begann wieder zu weinen, Myrthe wieder zu kochen.

Aber Gema blieb verrückt. Sie war in einer solchen Verfassung, daß sie den Gerechten nicht empfing, als dieser sie sehen wollte. Er hatte zwei schrecklich lange und freudlose Tage hinter sich und am dritten ging er hin und man sagte ihm: „Das Fräulein ist krank." Er dachte: Sie wird mich nie

wieder empfangen. Das war für ihn eine Art Todesurteil.

Seit einiger Zeit fehlten ihm die Menschen. Und Menschen waren seine Daseinsbedingung. Sie schenkten ihm Gedanken, wenn er zu ihnen sprach, regten ihn an zu Taten. Weil er sie hatte, führte er keine Zwiegespräche mit seiner Seele, ja brauchte sogar keine Seele. Ein ungeheuerer Vorteil. Sein Wille war nicht gehemmt durch Reue, durch Zweifel, durch ein Verständnis für Wesen, die anders wollten. Darum konnte er handeln. So rasch, brutal und wuchtig wie kein Europäer. Er unterwarf sich einen Teil des Kontinents und dieser war kein Europa mehr, sondern eine Masse ihm gleicher Menschen; wie er ohne Seele, ohne Reue, ohne Gewissen.

Ja, bisher verschonte ihn das Schicksal mit dem größten Unglück, das ihn treffen konnte, mit der Einsamkeit.

Aber nun kam's. Außer den vielen Beamten, die ihm gehorchten, hatte er unzählige Anhänger, die ihn nicht kannten, aber keine Menschen mehr, keine, nicht einmal sogenannte Freunde. Diese zogen sich von ihm zurück, als ihn Krankheit und Niederlagen mutlos machten. Da wurden sie ihm nicht untreu, sondern — durchschauten ihn. Denn er blendete sie nicht mehr durch den Glanz seines äußern Glücks und sie wußten plötzlich, wie er wirklich war. Ein großes Talent, das ausschließlich von fremdem Blute lebte und kein

eigenes hatte; darum kalt, darum unfähig andere zu beschenken.

Der letzte Mensch, der ihm blieb, war Gema gewesen. Warm, anregend, teilnahmsvoll, eine Frau. Er dankte ihr eine Zufluchtstätte, ja geradezu ein Heim, in dem er das fand, was er seine Erholung nannte. Und ihr dankte er nunmehr auch eine für ihn ganz neue Empfindung, die Reue. Er bedauerte, daß er sich geweigert hatte, ihr einen harmlosen Wunsch zu erfüllen.

Er dachte: Sie bat mich nur, ihr zur Auffindung eines Vermißten, eines begabten Schauspielers, Soldaten zur Verfügung zu stellen. Was ist denn eigentlich dabei? Eigentlich ist es ja unsere Pflicht nach den Verschwundenen zu suchen. Und ob wir in der Nähe des Friedhofs oder anderswo zu suchen beginnen, ist wohl vollkommen gleichgiltig. Daß ich nicht an Wahrsagerei glaube, ist doch bei einem Manne wie mir ganz selbstverständlich und hat übrigens nichts zur Sache. Tut man nicht so manches aus praktischen Gründen gegen die eigene Überzeugung? Und der praktische Zweck ist, Gema Entgegenkommen zu zeigen. Übrigens muß man es nicht wirklich tun, sondern bloß markieren.

Bei dem Gedanken, daß eigentlich noch nichts versäumt war, empfand er Freude. Die letzte vielleicht, die er im Leben hatte. Er beschloß, den begangenen Fehler sofort gut zu machen.

Im Grunde handelt es sich nicht um wirk-

liche Dinge, sagte er sich, es handelt sich darum, seinen guten Willen zu beweisen, Gema durch eine kleine Gefälligkeit wieder zu versöhnen. Daß die Expedition ergebnislos sein wird, ist ja ganz sicher und jeder Mensch, dem ich den Auftrag gebe, die Sache durchzuführen, wird wohl erstaunt lächeln.

Da fiel ihm der Name eines Mannes ein, der niemals erstaunt und von dem ein Lächeln so wenig zu erwarten war wie von einem Tier oder einem Automaten. Ein gewandter, erfahrener, verschwiegener Polizeibeamter, ein Vertrauensmann im vollen Sinne des Wortes. Der Gerechte gab ihm eine Zigarre. „Ich erhielt eine Verständigung", sagte er in seinem leichtesten Plauderton, „oder genauer eine anonyme Anzeige betreffend die Verschwundenen. Sie wissen, die vielen Individuen, die seit Monaten verloren gegangen und trotz eifrigster Recherchen nicht aufzufinden sind. Der Anonymus behauptet allen Ernstes, daß diese Leute in einem dunklen Raume, vermutlich in der Nähe des Friedhofs, eingesperrt und so gut bewacht sind, daß sie sich nie befreien werden, wenn wir ihnen nicht helfen. Wohlgemerkt: in der Nähe des Friedhofs! Das ist höchstwahrscheinlich ein Blödsinn..." Er lachte spöttisch. „... ein Blödsinn, denn jene Gegend ist nicht so beschaffen, daß man dort mehrere hundert Menschen verbergen und einschließen könnte."

„Das ... kann niemand wissen," stellte der

redliche und vorsichtige Beamte fest, „auf jeden Fall müßte man darüber Sicherheit erlangen.“

Das Gesicht des Gerechten erhellte sich. „So ist's. Das mein' ich auch. Wir nehmen die Anzeige ernst. Wir wollen uns nicht einmal die geringste Versäumnis in dieser Sache vorzuwerfen haben. Darum bitt' ich Sie, führen Sie's durch. Sie werden dazu nicht viel Leute brauchen, etwa . . .“

„Zwanzig“, warf der Beamte ein.

„Gut, meinetwegen zwanzig. Selbstverständlich bewaffnet, aber . . . nicht . . .“

„Aber nicht so, daß es dem Publikum auffällt,“ ergänzte der intelligente Vertrauensmann. „Vielleicht nur mit Revolvern?“

„Ja, Sie verstehen mich,“ nickte der Staatschef zufrieden, „kein überflüssiges Aufsehen machen, nicht unnötig die Bevölkerung aufregen. Das ist die Hauptsache. Wählen Sie die geeignetesten Milizsoldaten, die klügsten, nicht nur die stärksten. Verbieten Sie ihnen aufs strengste von ihrer Aufgabe in der Stadt zu reden. Und machen Sie's bald.“

„Heut' Abend.“

„Ja, abends, wenn es ganz dunkel geworden ist, nicht früher. Und nach Ausführung des Auftrages kommen Sie gleich her, sofort, wenn auch in der Nacht, um mir über das Ergebnis zu berichten und gegebenen Falles . . .“ Er klopfte dem tüchtigen Funktionär auf die Schulter: „. . . eine Belohnung von mir zu empfangen.“

Auf die letzte Bemerkung reagierte der Beamte fast gar nicht.

Der Staatschef dachte sich: Den Mann braucht man weder zu loben noch zu belohnen. Er funktioniert auch so.

Ja, der Vertrauensmann funktionierte glänzend, aber scheinbar gefühllos. Und eben diese Empfindungslosigkeit gegen alle und alles konservierte ihn so vortrefflich. Er diente jetzt genau so eifrig wie zur Zeit des bürgerlichen Staates, gehorchte dem Vorgesetzten, wer immer dieser war, wie ein Hammer der Hand, ein Sporn dem Fuße gehorcht. Und dabei führte er alles so klug aus, als besäße er trotz allem einen eigenen Kopf.

Die Aktion, mit der er betraut war, bereitete er umsichtig und in aller Stille vor, so daß die Stadt wirklich nichts davon erfuhr. Wenigstens vorläufig nichts, weder am selben Abend noch an dem nächsten.

Vor dem Ereignis hatte natürlich auch der Lord keine Ahnung davon. Bis Mitternacht bediente er elegant und ruhig wie immer die angesehenen Gäste seines kleinen Wirtshauses.

Und der gewissenhafte Polizeibeamte erschien bereits nach elf Uhr im Kabinett des Gerechten. Der Staatschef sprang erregt auf, da er ihn erblickte. Denn er glich einem Gespenst.

„Sie sind's? Schon? So zeitig?! Ja, Mensch, wie sehen Sie denn aus? Was ist eigentlich geschehen?"

Das Gespenst redete, wie es seine Art war,

kalt, gleichgiltig, automatisch: „Melde gehorsamst, einundzwanzig Mann gefallen."
Der Gerechte starrte ihn an.
„Ja wie, wo?"
„Dort, wohin Sie uns geschickt haben."
„Beim Friedhof?"
„Nicht weit davon. Im Walde."
„Alle zwanzig tot?"
„Ja, alle — einundzwanzig."
„Und Sie selbst konnten sich immerhin noch retten? Sie selbst hielten sich vorsichtig im Hintergrunde —?"
„Nein."
„Wie nein? Was heißt nein? Warum sagen Sie nicht gleich alles? Mensch, berichten Sie ordnungsgemäß! Erfüllen Sie doch wenigstens jetzt ihre verdammte Pflicht!"
„Das tu' ich. Aber ich konnte mich nicht retten."
„Was heißt das?! Sie stehen doch vor mir?"
„Ja, um meine Pflicht zu erfüllen. Die anderen liegen noch immer dort, wo man sie erschlagen hat."
Der Gerechte schrie zornig: „Warum? Weshalb wurde nicht sofort die Bergung der Leichen veranlaßt?"
„Weil niemand übrig blieb, der es veranlassen konnte."
„Und Sie?! Wurden Sie etwa miterschlagen? Seit wann gehen Tote um?"
„Melde gehorsamst, seit Sie, Exzellenz, so viele Menschen umbringen."

Der Gerechte zuckte zusammen.

„Der Sekretär!!" schrie er. „Wo ist der Sekretär?! Augenblicklich zu mir!" Er versuchte mit bebender Hand den Glockentaster zu erreichen. Vergeblich. Er wankte, stützte sich auf den Schreibtisch.

Ein Beamter trat ein.

„Der Mann," stammelte der Gerechte, „der Polizeiagent hier ist wahnsinnig! Hören Sie nicht? Der Mann, der hier steht, ist abzuführen! Sekretär?! . . ."

„Ja, ich höre," sagte der Sekretär, „aber der Mann steht nicht, er liegt."

„Er ist wahnsinnig!"

„Nein, er ist tot."

„Was sagen Sie da, Mensch?!"

Der Beamte, der gebückt den leblosen Körper untersuchte, warf dem höchsten Vorgesetzten einen mißtrauischen Blick zu. „Exzellenz sehen doch," sagte er, „das hier ist eine Leiche." Der Ton, mit dem das gesagt wurde, war geradezu verletzend.

„Glauben Sie mir nicht?" rief der Gerechte aufgeregt. „Vor einer Sekunde stand er noch da und sprach mit mir, machte mir eine Meldung. Er muß rein in dem Augenblick, als ich läutete, umgefallen sein."

„Vermutlich", bemerkte der Sekretär ziemlich trocken. Und er fügte hinzu: „Wenn Sie selbst es sagen —!"

Der Gerechte bekam einen Wutanfall. „Ich schwöre, daß ich ihn nicht berührt habe,"

schrie er und schlug sich auf die Brust, „ich hatte nicht die geringste Ursache es zu tun. Glauben Sie, daß ich lüge?"

Der Sekretär ersuchte ihn mit einem Blicke sich zu mäßigen, denn Diener befanden sich schon im Zimmer, um den Toten fortzuschaffen.

Da schwieg der Gerechte, innerlich noch immer tiefgekränkt und empört. Denn an diesem Tode war er tatsächlich ausnahmsweise ganz unschuldig.

22.

Als der Lord bei Nacht heimkehrte, lagen die Körper der gefallenen Milizsoldaten nicht mehr auf der Wiese. Der Friedhof selbst hatte sie bestattet, mit anderen Worten: zu sich genommen.

Außer dem errungenen Siege wurde aber dem Lord noch etwas, das für ihn weniger angenehm war, berichtet. Spero war entwischt und mit ihm zwei andere junge Leute. Die Wache vor dem Grotteneingang hatte ihre Aufmerksamkeit ganz ausschließlich auf die fesselnden Vorgänge im Walde gerichtet und dieser Umstand war von den leichtsinnigen, jungen Hunden ausgenützt worden. Sie flohen irgendwohin, vermutlich in die Stadt und zweifellos zu ihrem eigenen Verderben.

„Sie werden gewiß gefangen und aufge-

knüpft werden", erklärte er der durch die Vorfälle sehr erregten übrigen männlichen Jugend, und zwar natürlich vor allem aus pädagogischen Gründen. Er spürte, daß die Niederlage der Feinde sie demoralisiert hatte. Nun waren sie schwerer zu halten, aber sie mußten seiner Ansicht nach trotzdem gehalten werden. „Bis der richtige Augenblick kommt", sagte er leise dem und jenem. Denn er selbst war nicht mehr ganz jung. Wenn auch lange nicht so übertrieben konservativ wie die hochbejahrten, vornehmsten Bewohner der Grotte, deren Grundsätze den Toten so sympathisch waren.

Daß er den Beistand des Friedhofes angerufen hatte, war ihm nun trotz des günstigen Ausgangs der „Schlacht auf der Waldwiese" ungemein peinlich. Denn nun würden jene noch zudringlicher werden und vielleicht eines Tages nicht mehr abzuschütteln sein. Nie wieder, sagte er sich, nie wieder! Wir wollen gewiß sobald wie möglich die Feinde der Reichen vernichten, aber nicht um diesen Preis, nicht mit Hilfe der Gespenster.

„Ihr selbst," rief er den Heißspornen und Grünschnäbeln zu, „ihr, unsere Jugend, Lebenslust und Kraft, gebt uns das Sonnenlicht wieder." „Einmal!" setzte er wieder vorsichtig hinzu. Er spürte nicht, daß „der richtige Augenblick" eigentlich schon gekommen war.

Oben gingen seltsame Dinge vor. In der Stadt herrschte moralisches Scirocco-Wetter.

Eine nahezu grundlose Erregung. Denn was sich in der verflossenen Nacht zugetragen hatte, wußte eigentlich niemand.

Und trotzdem konnte sich folgendes auf der Gasse ereignen: Zwei Soldaten, Mücke und der Kahle, gingen und redeten miteinander, nicht allzu laut, aber heftig.

Mücke sagte: „Du und ich, wir haben's gesehen. Sind wir keine richtigen und ordentlichen Zeugen? Das Gericht hätte uns rufen und befragen sollen."

„So ist's", stimmte der Kahle zu. „Die Zeugen sind wir beide und es gibt keine besseren."

„Hier saßen wir und dort saß der Kommissär mit seinem Mädel. Kara ging dann fort und Sturm ging hinein. Wir können schwören, daß Sturm mit dem Kommissär eine Stunde oder länger geschwätzt und gesprochen hat. Warum hat sich das Gericht darum nicht gekümmert?"

„Sie können's beschwören?" fragte den Soldaten ein Mann mit einem Besen in der Hand. Und zu diesem stellte sich ein Zweiter mit einem Koffer auf dem Rücken und hernach ein Weib mit einem Kind auf dem Arm. Und aus den Dreien wurden bald dreißig.

„So ist's," sagte der Kahle, „wir haben alles gesehen."

Nein, es unterhielten sich nicht mehr zwei Männer, sondern die Straße.

„Das darf nicht sein!" erklärte die Straße.

Sie fragte laut: „Wo ist die Gerechtigkeit?"
Und der Kahle antwortete: „Sie ist zerrissen."
Darauf fühlte sich die Straße gedrängt etwas zu unternehmen. Denn die sittliche Entrüstung machte sie lebendig. Sie, die in den letzten Jahren ruhig zusah, wie dies und jenes zerrissen wurde, konnte sich jetzt nicht fassen. Wo war ihre Demut, wo ihr sanfter, schläfriger Fatalismus?
Zerrissen.
Merkwürdig, sie hatte schon mancherlei erlebt, war an viel Blut, an die Folterqualen und an das Sterben von Unzähligen gewöhnt und nun wurde sie plötzlich wach und aufmerksam, weil ein Einziger hingerichtet worden war, ohne daß man Mücke und den Kahlen gefragt hatte.
Und was unternahm sie? Einen Spaziergang zum Bauplatz, wo der Kommissär seinen Dienst versah. Denn er war nun sehr bekannt geworden, ein Gegenstand allgemeinen Interesses.
„Da ist er!"
„Siehst du ihn?"
„Dort, dort . . ."
Der Kommissär drehte sich mehrmals unruhig um. Was gab's eigentlich?
Die Straße blickte ihn an. Sonst nichts. Aber der Kommissär zappelte vor Nervosität. Denn er spürte, wie die Straße dastand und ihn ansah. Er wurde rot wie ein Mädchen im

Feuer von tausend Liebesblicken. Und das Interesse der Straße wurde immer heißer. Sie schrie plötzlich auf: „Hängt ihn! Hängt den Kommissär!"

Da wurde er bleich. Das war ein krasser Fall.

Anderswo machte sich der Scirocco weniger deutlich fühlbar, aber doch überall ein wenig. Auch beim Gerechten. Es war nichts Bestimmtes, Handgreifliches. Doch war auch er nervös. Und seine Verstimmung teilte sich allen Beamten mit.

Der Stumme war geradezu gesprächig geworden. Schon gegen Mittag, zur Zeit, da er sonst im Amte zu arbeiten pflegte, stürzte er in das Zimmer seiner Frau und fand sie verweint. „Natürlich," rief er wütend, „du sitzt wieder da und . . . denkst noch immer . . daran. Immer an das Eine. Du willst nicht einsehen, daß ich . . . daß du . . ."

„Was wünschest du?" stöhnte die Frau, „laß mich doch in Frieden. Ich sage ja nichts, ich verlange nichts mehr."

„Aber . . . du bist nicht überzeugt. Du hältst mich für ein Ungeheuer."

„Dich? Du hast nur Angst vor dem Ungeheuer, vor dem Mörder Speros. Du wagst nichts ohne ihn zu tun." Sie bekam wieder einen Weinkrampf, der den Stummen in Raserei versetzte. Aber wozu hatte er dies alles wieder aufgerührt? Mußte er immer wieder kommen und die arme Frau an ihr Unglück erinnern?

Jeder Unparteiische mußte ihn für einen Narren halten. Oder vielleicht quälte er sich. Vielleicht konnte er nicht einmal sich selbst beweisen, daß er recht hatte. Er lief in sein Amtszimmer, aber wollte dort keinen Menschen empfangen, kein Aktenstück anrühren. Er telephonierte dem Gerechten.

Dieser saß eben am Schreibtisch, hielt ein Bittgesuch in der Hand und fragte gereizt den Sekretär: „Was ist das für ein Lärm im Vorzimmer? Was wollen die vielen Leute, die draußen warten?"

„Sie wollen alle dasselbe. Auch die Eingabe, die Exzellenz gerade lesen, betrifft die nämliche Sache."

Der Gerechte schlug mit der Hand auf den Tisch.

„Warum laufen sie alle her? Warum zu mir? Sind's lauter Verwandte von Milizsoldaten? Dann schicken Sie sie zur Polizei!"

„Sie waren schon dort. Man konnte ihnen über den Verbleib ihrer Angehörigen keine Auskunft erteilen. Übrigens ließ ich mich selbst mit der Polizei und mit dem Ministerium des Innern verbinden. Sie wissen dort nichts."

„Ja, wie soll ich's dann wissen?!"

Der Sekretär sagte leise, dem Vorgesetzten scharf ins Auge blickend: „Die Beschwerdeführer sagen, Exzellenz selbst hätten die Soldaten zu sich befohlen und sie mit einer ganz besondern Aufgabe betraut."

„Das ist nicht wahr“, erklärte der Chef augenblinzelnd.

Das Telephon klingelte, der Gerechte nahm das Hörrohr in die Hand. „Das ist nicht wahr“, wiederholte er leiser. „Schicken Sie sie fort!“

Der Sekretär stand noch immer unschlüssig da.

Der Gerechte sprach in den Apparat: „Wie? . . . Du bist's selbst, Kanzler? . . . Gut, ich stehe zu deiner Verfügung, aber . . . willst du dich nicht gleich hierher bemühen? — Ja. Später muß ich fort . . . Ich erwarte dich also.“

„Der Stumme kommt her“, teilte er aufgeregt dem Sekretär mit. „Sagen Sie das den Leuten im Vorzimmer! Sagen Sie, ich hätte jetzt für sie keine Zeit.“

„Ich habe keine Zeit!!“ wiederholte er zornig. „Was ist das? . . . Sie sollen sich zum Teufel scheren! Man wird schon die nötigen Erhebungen einleiten.“

Der Sekretär zuckte die Achseln und ging. Der Gerechte horchte. Im Vorzimmer lärmten noch immer Männer und Weiber. Unten fuhr ein Automobil vor. Der Gerechte hatte plötzlich ein Angstgefühl. Er steckte sich zur Beruhigung eine Zigarre an.

„Ist das ein Tag!“ sagte er zum eintretenden Stummen.

Dieser sagte unvermittelt: „Ich trage die Verantwortung nicht länger mit.“.

„Wofür?“

„Für das Ganze. Für den Staat. Ich halt's nicht aus. Einer von uns beiden tritt zurück."

„Was ist vorgefallen?" erkundigte sich sanft der Gerechte.

„Das . . . weißt du besser als ich. Die dort, in deinem Vorzimmer, sprechen deutlich genug. Wieder sind Menschen verschwunden."

„Möglich, aber . . . du erfuhrst es erst jetzt, nicht? Du bist doch nicht deswegen zu mir gekommen?"

„Schwätze nicht!" brach der Stumme aus. „Such' mich nicht wieder durch dumme Fragen zu verwirren! Ich hab's satt! Du mußt mir meinen Sohn zurückgeben!"

„Ich hab' ihn doch nicht . . . !"

„Ob du ihn mir geraubt hast oder nicht, du bist auf jeden Fall schuldig. An allem, was jetzt geschieht, an allem! Du bist ein Verbrecher! Meinen Sohn oder ich zertrete dich! Ich setze dich ab!"

„Dein Sohn wird schon seit Wochen vermißt, warum kommst du erst heute?"

„Genug!" schrie der Stumme, „keine Fragen mehr! Jetzt antworte, antworte oder..."

Er erhob drohend seine Faust. Der Gerechte war leichenblaß, aber lächelte noch immer sanft, frauenhaft.

„Pst, nicht doch," begann er leise, „nicht so. Ich will dir ja gerne Rede stehen. Und du wirst staunen. Ja, du wirst überrascht sein zu hören, daß ich mich in der letzten Zeit mit nichts anderm beschäftigt hab' als eben mit

dem Problem der Auffindung deines Sohnes. Wir wissen schon, wo er ist. Und weil wir annehmen, daß er gefangengehalten wird, so veranlaßte ich gestern eine Intervention der Miliz zwecks seiner Befreiung."

„Lügst du nicht?" fragte der Stumme.

„Nein. Weißt du, wer die letzten Verschwundenen sind? Es sind dieselben, die gestern auf meinen Befehl ausrückten, um dir den Sohn wieder zu bringen. Sie sind tot, kein einziger . . ."

Er wollte sagen: Kein einziger ist zurückgekehrt. Da entsann er sich des Polizeibeamten, der zurückgekehrt war, um ihm die Meldung von dem Unglück zu erstatten und dann selbst plötzlich zu sterben. Aber im selben Augenblicke fühlte er: Nein, es war nicht so. Der Mann war schon tot, als er hierher mit der Meldung kam. Und erst jetzt, nachträglich, befiel ihn bei dem Gedanken ein wahnsinniger Schrecken. Er vermochte nicht mehr weiterzureden.

„Und mein Sohn?" fragte der Stumme. „Mein Sohn —?"

Da wurde es ganz besonders laut im Vorzimmer. Man hörte ein Brausen wie von vielem Menschenvolk, die Türe sprang auf und herein stürzte ein Mann, mit einem Revolver in der Hand.

„Spero!!" rief der Kanzler.

„Ja, ich bin's!" dröhnte eine schöne, pathetische Schauspielerstimme. „Ich bin hier, um

dieses gefährliche Tier zu töten und dich, Vater, im Namen aller zur Übernahme der Regierung aufzufordern."

Er schoß auf den Gerechten.

Aber eigentlich war dieser hervorragende Anwalt der natürlichen Menschenrechte schon vorher ums Leben gebracht. Durch den plötzlichen Glauben an eine ganz widernatürliche, ja absurde Sache.

Durch den Glauben an die Wiederkehr der Toten.

23.

Nach diesem Vorfalle ging der Schauspieler ab. Er hatte seine Sache gut gemacht, abgesehn von einer kleinen Übertreibung, denn, streng genommen, war er nicht befugt „im Namen aller" zu handeln.

Immerhin billigte die Straße seine Tat nachträglich. Sie machte den Stummen zu ihrem Herrscher. Was sie von ihm zunächst erhoffte, war genügendes Essen. Ferner war sie der steten Aufregung und Todesangst längst überdrüssig. Sie wünschte sich Sonnenschein und behagliche Heiterkeit, ja geradezu wieder etwas Ehe und Familie anstatt der sonstigen „Menschenrechte" und „kleinen Mühlen".

Trotzdem begann die Ära der freundlichen Ruhe wieder mit einem höllischen Chaos. Die

Straße übertrieb gleichfalls. Viel mehr als es Spero getan hatte.

Siehe, die Ängstlichen verkriechen sich (wie schon so oft früher) in ihren Häusern, schließen die Tore und Fensterläden. Denn es gibt wieder einmal ein Loch zwischen zwei Zeiten, eine Pause zwischen zwei ernsten Programmnummern der Geschichte.

Und der dumme August tritt auf. Diesmal rot statt weiß geschminkt. Er macht die in solchen Fällen üblichen, etwas unheimlichen Spässe. Er besinnt sich auf die traditionellen Straßenlaternen. Wild durchzieht er die inneren, vornehmsten Stadtteile und knüpft sorgfältig alles auf, was ihn an den gestrigen Tag erinnert. Denn er nimmt gleichsam Rache im Namen des heutigen Tages. Dabei tut er krampfhaft das, was er singen nennt. Ja, er schreit und brüllt sich nach Herzenslust aus, denn unter dem Gerechten hatte er schweigen müssen.

Und die Behörde? Sie ist in der Garderobe, sie kleidet sich um. Noch einige Augenblicke beschäftigt sie ihre eigene Verwandlung. Aber gleich wird sie auftreten und es beginnt die nächste Nummer — —

Die Witwe Myrthe schaut sich, solang es noch Zeit ist, das Intermezzo an. Sie geht spazieren, denn sie braucht bis auf weiteres nur für ihr eigenes Haus zu kochen. So wie es früher war: jeder kocht für sich selbst. Sie hat erst kürzlich ihre einzige Freundin ver-

loren, gleichwohl scheint sie nicht traurig, sondern eher neugierig. Ein Lächeln frischen, jugendlichen Staunens umspielt ihren Mund. Sie billigt und verurteilt nicht. Sie läßt, wie stets in ihrem Leben, das Neue an sich herankommen und grüßt es, wie Bäume und Sträucher den Morgenwind grüßen.

Übrigens geht sie nicht allein. Ein Herr begleitet sie, nicht sehr kostbar gekleidet, aber mit einem vornehmen Gesicht und mit adeligen Sitten.

„Sagen Sie," fragt sie der Lord, „Sie sehnen sich wohl niemals zurück?"

„Nein."

„Das dacht' ich mir. Daher Ihre beneidenswerte Kraft und Gesundheit. Da können Sie übrigens eine ganze Schar unserer früheren Grottengenossen sehen. Sie sind verrückter als andere, obwohl Mitglieder der besten Familien des Landes. Die frische Luft ist ihnen zu Kopfe gestiegen. Aber bald werden sie vernünftig werden und eine passende Arbeit bekommen. Sie werden an der Zukunft mitbauen."

„Ja, wie ist denn das?" erkundigte sich Myrthe. „Das sind ja lauter junge Leute. Hat es denn in Ihrer Grotte keine alten gegeben?"

„Doch, aber — sie haben sich zu sehr zurückgesehnt. Sie haben gehandelt wie die Frau Lots."

„Und? Was ist mit ihnen geschehen?"

„Ich weiß es nicht," sagte der Lord nach-

denklich, „ich weiß nichts Bestimmtes. Als ich heute von unserer ‚Stadt ohne Sonne' Abschied nahm, da war ich der letzte. Niemand war mehr drin, auch nicht die Alten."

„Ja, dann sind sie vielleicht doch oben?"

„Nein, sie sind höchstwahrscheinlich bei den Toten. Sie waren ihnen stets allzu ähnlich und sympathisch. Und nun sind sie ihnen sicher vollkommen gleich. So wird's sein: sie liegen auf dem Friedhof."

Myrthe sah ihn an. „Ach, nun weiß ich's," sagte sie lächelnd, „Sie machen sich bloß über mich lustig. Die ganze Zeit. Hören Sie, nun glaub' ich Ihnen gar nichts. Weder Ihre Grotte noch alles Übrige."

„Aber, daß Ihr Sohn heimgekehrt ist, scheinen Sie doch zu glauben. Denn Sie sind viel heiterer als an jenem Abend, da ich Sie kennen lernte."

Myrthe wurde ernst: „Ja, ich habe Wolf wiedergesehen, aber er war nur eine Stunde bei mir. Dann ist er gleich weiter gegangen. Er hätte Dringendes zu tun, behauptete er."

„Ja, er sucht nämlich weiter sein Ideal."

„Genovefa?"

„Ja, sein Ideal."

Nach einer Viertelstunde begegneten sie ihm auf der Straße. Er hob sich auffällig ab von der heiß erregten und bewegten Menge. So unbefriedigt sah er aus, so zerstreut, so mit Dingen beschäftigt, die mit dem kochenden Augenblick nichts zu tun hatten.

„Nun?“ fragte ihn der Lord.

„Ich habe sie nicht gefunden.“

Da wandte sich die Mutter an den neuen Bekannten: „Wenn Sie, lieber Lord, so gut sein wollten, meinem Sohn ein wenig zu helfen. Denn er ist ungeschickt, er findet sich nie und nirgends zurecht.“

Und der Lord erbarmte sich des weltfremden Jünglings und führte ihn zur Wohnung Genovefas.

„Hier?“ wunderte sich Wolf. Denn er hatte das Haus seines Ideals noch nie im Leben betreten.

Übrigens war das Ideal ausgegangen und der Lord führte Wolf zum Palaste Rokos.

„Ja, wie?“ fragte der Träumer. „Wieso? Das ist ja das Ministerium für Volksaufklärung? Was sollte Genovefa hier zu tun haben?“ Denn er hatte keine Ahnung von den Beziehungen des Ideals zum Minister.

Doch sagte ihnen auch hier der Torwart: „Nein, sie ist nicht bei uns. Sie ist vor einer Stunde zur kleinen Mühle gefahren und seither nicht zurückgekehrt.“

„Zur kleinen Mühle?“ wiederholte Wolf verblüfft. „Sie? Genovefa?“ Denn er wußte nicht, daß sein Ideal richterliche Funktionen im Staat ausübte.

Aber sein Begleiter war durch die Auskunft beunruhigt. Die schwarzlockige Wahrsagerin hatte ihm vor kurzem ausnehmend gefallen. Und nun war sie zweifellos in Ge-

fahr, wenn sie überhaupt noch lebte. Denn der Tag, an dem die Straße von Tobsucht befallen war, eignete sich am wenigsten für Geschäfte in der kleinen Mühle.

Immerhin, sie gingen hin. Unterwegs sollte Wolf eine Persönlichkeit wiedersehen, die ihn an Kara erinnerte, an Kara, das Grottengespenst und die einstige Freundin seiner Mutter. Diese Persönlichkeit hing — wohl schon seit Tagen — wie ein zerknitterter, leerer Herrenanzug an einem Laternenpfahl und bewegte sich sanft im Winde.

„Ein Bekannter, nicht wahr?" äußerte teilnahmsvoll der Lord.

„Ja", sagte Wolf und berührte unwillkürlich den Rand seines Hutes, als grüßte er den aufgeknüpften Inspektor vom Baue des neuen Regierungsgebäudes.

In der Ferne sang die Straße.

„Hier!" bemerkte der Lord, als sie vor dem Hause der kleinen Mühle standen. Er zögerte. Blickte mißtrauisch auf allerlei Geschöpfe, die das Gerichtsgebäude eben verließen. Sie hatten alle verdächtig erhitzte Gesichter und blutige Hände.

„Vielleicht hab' ich mich doch geirrt", sagte er auf alle Fälle, „und Ihre Dame mit einer andern Genovefa verwechselt."

Aber Wolf war schon eingetreten und der Lord folgte ihm in den Flur, dann in den ersten Stock, in einen Saal, der früher eine Scheune gewesen war und jetzt, bis vor kur-

zem, als Verhandlungssaal diente. Das Innere war menschenleer, verwüstet. Durch die eingeschlagenen Fenster wehte kalte Luft herein. Die Bänke waren zertrümmert, ebenso die erhöhten Lehnstühle der drei Richter. Hier und da sah man merkwürdige kleine Pfützen wie von schwarzem Blut oder von dunkelroter Tinte. Von den Logen für hervorragende Persönlichkeiten, die nicht gesehen werden wollten, waren die diskreten Vorhänge herabgerissen und man konnte genau das Innere sehen.

Und in einer Loge saß, wie eine dekolletierte Dame in der Oper, ganz aufrecht, ein nackter, mißhandelter und besudelter Frauenleichnam. Die rechte Hand der Dame lag auf der Logenbrüstung, ziemlich unversehrt, ja an einem Finger stak sogar ein Ring, den man dort — aus Vergeßlichkeit oder aus Ironie — zurückgelassen hatte. Und der Lord wußte: Es war der Ring der Weissagerin Genovefa. Er blickte ängstlich auf Wolf, aber dieser schien nichts zu ahnen.

Wolf stand vor seinem Ideal, endlich stand er vor seinem Ideal und — erkannte es nicht. Denn es war beschmutzt, verunstaltet. Es war von der Straße mit Blut besudelt.

„Gehen wir," sagte der Lord, „denn hier ist sie nicht."

„Hier ist sie nicht!" wiederholte Wolf.

Und sie gingen.

Die Straße tobte noch drei Tage und drei

Nächte lang. Dann verfiel sie in Müdigkeit, Gleichgiltigkeit, Stumpfheit.

„Es ist wieder alles wie in alten Zeiten", meldete man dem Stummen. Und er nickte bloß mit dem Kopfe. Denn nun war der Stumme wieder stumm. Wie gewöhnlich. Wie das Volk — an ruhigen Werktagen.